

Deutsches
Märchenbuch













Deutsches Märchenbuch

Herausgegeben von

Oskar Dähnhardt

Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von

Erich Kuithan

Zweites Bändchen

Leipzig 1903
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Inhaltsverzeichnis.

Quellenverzeichnis.

Die eingeklammerten Seitenzahlen geben an, wo die den Quellen entnommenen Stücke in diesem Buche zu finden sind.

Colshorn, C. u. Th., Märchen und Sagen. 1864. (S. 23. 90. 101. 114. 138.)
Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck. (Danach das Märchen S. 72 frei bearbeitet mit Benutzung der entsprechenden Märchen bei Haltrich, Volksmärchen und Hoffmeister, hessische Volksdichtung.)
Ey, Harzmärchenbuch. (S. 150.)
Haltrich, Deutsche Volksmärchen. (S. 41. 50. 102. 118. 142. 144.)
Jahn, Ulrich, Volksmärchen aus Pommern. (S. 1. 130.)
—, Volkssagen aus Pommern und Rügen². 1889. (S. 105.)
Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. (S. 27.)
Laube, Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz². 1902. (S. 74.)
Meier, Volksmärchen aus Schwaben. (S. 156.)
Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. (S. 92.)
Pröhle, Märchen für die Jugend. (S. 84. 109. 155.)
Provinzialblätter, schlesische, N. F. IV (1865) S. 25. (Dort steht das Märchen „Die Gänse" (S. 14). Es gehörte zu der in Flammen aufgegangenen Märchensammlung des Prof. Karl Weinhold und ist durch dessen Schüler Karl Bartsch mitgeteilt, der zufällig eine Abschrift davon hatte.)
Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. (S. 11.)
Simrock, Der gute Gerhard oder die dankbaren Toten. 1856. (Das Märchen vom weißen Schwan (S. 30) ist eine hochdt. Übertragung des in der Mundart erzählten Märchens von Fr. Woeste, Ztschr. f. dt. Mythol. III, 46 ff.)
—, Deutsche Märchen. (S. 62. 106. 108.)
Sporgel, Na Feierohmd. (S. 111.)
Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 1867. II, S. 95. (S. 91.)
Stöber, elsässisches Volksbüchlein (S. 80. 83. 155.)
Vernaleken, Th., Kinder- und Hausmärchen aus Österreich. (S. 57.)
Vonbun, Sagen aus Vorarlberg. (S. 107, aus der Mundart übersetzt.)
Wisser, ostholsteinische Märchen. Mitgeteilt in der Kieler Ztschr. Heimat X, 1900 (S. 17. 103.) XII, 1902 (S. 64).
Wossidlo, Volkstümliche Überlieferungen. II, S. 50. (S. 60.)
Wolf, J. W., Hausmärchen (S. 24, wo am Schluß die Erzählung von der Lederhose aus dem von Wisser, Heimat X, mitgeteilten Märchen gleichen Inhalts hinzugefügt ist, S. 36.)
—, Deutsche Märchen und Sagen (S. 81.)
Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von Veckenstedt, IV. (Das Märchen vom Nasenabschneiden, S. 45, ist dort mitgeteilt von Prof. Franz Branky.)
Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol. (S. 20. 88. 89.)
—, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. (S. 76. 123. 147.)



Glück und Verstand

Glück und Verstand reisten zuhauf. „Wem ich helfe, dem gelingt's," sagte der Verstand. „Das kommt auf die Probe an," erwiderte das Glück; und wie sie miteinander zankten, erblickten sie einen Bauernjungen, der mit zwei Kühen den Acker pflügte. „Der Junge gefällt mir!" rief der Verstand; „was meinst du, wollen wir mit ihm den Versuch machen?" Das Glück war es zufrieden, und der Verstand, der immer obenaus ist und stets der erste sein will, fuhr, wie er ging und stand, in den Bauernjungen hinein. Der hatte bis dahin ein Lied vor sich hin gepfiffen, so dumm und so klug, wie die Bauernjungen eben ein Lied pfeifen; als aber der Verstand in ihm steckte, dauerte es gar nicht lange, und er schaute nachdenklich die Furchen entlang. Da war eine so schier und gerade, wie die andere, und wer pflügen kann, weiß, was es heißt, schnurgerade Furchen ziehen. „Junge," dachte er bei sich, „du bist noch so jung und kannst schon so vortrefflich pflügen? Du bist zu gut zum Bauer!" und flugs spannte er die Kühe aus und kehrte auf den Hof zurück.

„Mutter," sprach er, „mir ist's über, ein Bauer zu sein, ich will in die Stadt und ein Handwerk lernen." — Seine Mutter war aber eine Witwe und der Junge ihre einzige Stütze und der Erbe des Hofes, denn das eine Kind hatte sie nur; sie sprach darum zornig: „Wer hat dir das in den Kopf gesetzt! Sogleich kehrst du auf den Acker zurück und kommst mir nicht vor Abend nach Hause." Der Junge gehorchte und verrichtete sein Tagewerk. Den andern Morgen schien es ihm, als pflüge er noch besser, wie den Tag zuvor, und nachdem er ein paar Furchen gezogen, spannte er wiederum aus und kehrte mit den Rindern nach Hause. „Mutter," sagte er, „miete nur statt meiner einen Knecht! Ich hab's mir noch einmal überlegt, ich bin zu gut zum Bauer und will in die Stadt und ein Handwerk lernen." — „Ei, guckt mir einmal den Schlingel an," schalt die Mutter, „nun will er gar mehr sein, wie sein Vater! Nein, daraus wird nichts!" und damit ergriff sie ihres seligen Mannes Knotenstock und zog ihm ein paar wohl Gezielte über den Buckel, daß er allen Hochmut vergaß und machte, daß er wieder auf das Feld kam.

Den dritten Morgen kamen ihm beim Pflügen dieselben Gedanken, und weil er Furcht vor seiner Mutter hatte, entschloß er sich kurz, ließ Pflug und Rinder im Stich und lief trapp, trapp, was er laufen konnte, und ruhte und rastete nicht eher, als bis er im Walde war. Der Busch war aber sehr lang und sehr breit, und er lief drei ganze Tage darin herum, ehe er sein Ende erreichte und in die Stadt gelangte. Von dem vielen Laufen war er müde und hungrig geworden; denn im Walde gibt es nur Beerenwesen und harte Wurzeln. Geld hatte er nicht in der Tasche, daß er sich etwas kaufen konnte, er setzte sich darum vor einem Hause auf die Bank, hielt den Kopf zwischen den Händen und weinte bitterlich. Da schlug ihm mit einem Male ein Mann, mit einem Schurzfell vor dem Leib, auf die Schulter und fragte: „Was fehlt dir, mein Sohn?" — „Ach, lieber Herr!" antwortete der Junge, „ich bin hier fremd, bin, wie ich gehe und stehe, vom Pfluge gelaufen, denn ich bin zu klug zum Bauer und möchte gern ein Handwerk lernen." — „Einen klugen Lehrjungen könnte ich gerade brauchen," sprach der Mann, „kannst du aber auch lesen und schreiben? Denn ich bin ein Goldschmied, und wer ein Goldschmied werden will, muß Lesen und Schreiben aus dem Grunde

verstehen." — Ich bin nicht in die Schule gegangen," erwiderte der Junge, „aber zeigt mir, wie es gemacht wird, so weiß ich's sogleich." — „Wenn du das wahr machst, sollst du bei mir bleiben," sagte der Goldschmied, und nachdem er ihm in seinem Hause satt zu essen und zu trinken gegeben, tat er ihn zu einem verständigen Manne, der ihn unterrichten sollte. Hei, das war eine Freude mitanzusehen, wie der Junge alles begriff, und ehe noch vier Wochen vergangen waren, wußte er just so viel, wie sein Lehrer.

Nun führte ihn der Goldschmied in die Werkstatt und befahl dem Altgesellen, daß er ihn in seine Hut nähme. „Junge," sprach der Altgeselle, als ihm der Meister den Rücken gekehrt, „hier hast du sechs Dreier, lauf zum Krüger und bring mir ein Quart." Das tat der Junge auch; doch als er mit dem Branntwein zurück gekommen war, sagte der zweite Geselle: „Junge, hier hast du einen Sechser, lauf zum Kaufmann und hol mir Schnupftabak, aber auch ja von dem sauren;" und so hatte der eine dies, der andere das zu bestellen, und der Junge kam aus dem Laufen gar nicht heraus, und das ging einen Tag, wie den andern. Nach einer Woche kam der Meister wieder einmal in die Werkstatt und fragte: „Wie gefällt dir die Goldschmiedekunst?" — „Schlecht," antwortete der Junge, „wenn ich hin- und herlaufen wollte, konnte ich auf dem Dorfe bleiben. Lernen will ich, und Gold will ich in den Händen haben, um schöne, glitzernde Dinge daraus zu schmieden!" — Da lachte der Meister, daß er sich den Leib halten mußte, und sprach: „Wer wird denn einem Lehrjungen Gold in die Hand geben! Zum Verderben ist es zu teuer." — „Laßt mich nur das nehmen, was die Gesellen fortgeworfen haben, Meister," bat der Junge, „dann sollt Ihr schon sehen, was ich kann!" Nun lachten auch die Gesellen allesamt; denn was für Gold konnte er meinen? Und der Meister erlaubte ihm, mit dem, was die andern fortgeworfen hätten, zu tun, was er wolle. Da fegte der Junge das Gemüll in der Werkstatt zusammen, tat es in den Tiegel und stellte ihn über das Feuer, und all die abgefeilten Goldstäubchen, die vorher zertreten im Sande gelegen hatten, schmolzen zusammen, und als er den Tiegel wieder vom Feuer nahm, fand sich ein gut Teil Gold auf dem Boden. Darauf nahm er Hammer und Zange und was der Werkzeuge, die ein Goldschmied bedarf, noch mehr sind und arbeitete

und arbeitete, bis er ein glänzendes Halsgeschmeide verfertigt hatte. „Junge, was hast du da?" rief der Meister, als er die Arbeit erblickte. „Das habe ich aus dem fortgeworfenen Golde gefertigt," antwortete der Junge. „Und du redest mir vor, du wärest ein Lehrling!" sprach der Goldschmied zornig. „Du bist ja ein Meister über alle Meister. Warte nur, ich werde dich lehren, andere Leute zum Narren haben!" und ehe der Junge es sich versah, hatte er ihm rechts und links um die Ohren geschlagen, und zu guter letzt warf er ihn gar zum Hause hinaus.

Da stand er auf der Straße und war in vier Wochen ein gelernter Goldschmied geworden und hatte doch keinen Gesellenbrief. Was sollte jetzt aus ihm werden! Und er ging ein Stückchen die Straße herauf, dann setzte er sich wieder auf eine Bank vor einem Hause und weinte seine bitterlichen Tränen. Es dauerte gar nicht lange, so kam der Herr des Hauses heraus und fragte ihn: „Junge, was weinst du?" — Da erzählte er ihm, wie er von Hause fortgelaufen wäre, weil er zu klug sei, um den Bauer zu spielen, daß ihn der Goldschmied als Lehrjungen angenommen habe, und wie er nun von ihm auf die Straße gesetzt sei, weil er ein Goldschmied wäre über alle Goldschmiede. „Höre, Junge," sprach der Mann, „ich mache Singuhren: wenn dir das Handwerk gefällt, so möchte ich es wohl einmal mit dir versuchen." Das war der Junge zufrieden, und nachdem ihm die Meisterin Brot, Butter und Käse vorgesetzt hatte und er satt geworden war, führte ihn der Meister in die Werkstatt und übergab ihn dem Altgesellen. Da ging es wieder, wie beim Goldschmied: „Junge, hol das, und, Junge, bring das!" und er kam vor dem vielen Laufen gar nicht zur Ruhe. „Nun, wie gefällt dir das Handwerk?" fragte der Meister, nachdem ein paar Wochen verflossen waren. „Gar nicht," antwortete der Junge, „um den Laufburschen abzugeben, bin ich nicht in die Stadt gekommen; lernen will ich und Spieluhren arbeiten." — „Meinetwegen," sprach der Meister, „du sollst deinen Willen haben. Oben auf dem obersten Boden steht in der großen Kiste eine alte Singuhr, die hat mein Großvater einmal als Bezahlung gegen eine andere Uhr angenommen, hat aber nichts damit anfangen können. Vater sagte, es sei der Mühe nicht wert, und ich habe sie noch nicht einmal angesehen. Daran magst du dich versuchen!" Und dabei lachte er

vor Vergnügen, und die sieben Gesellen in der Werkstatt lachten mit, denn sie wollten dem Meister nicht nachstehen. Der Junge aber kümmerte sich nicht darum, sondern lief auf den Boden und trug die alte Singuhr auf den Hof; dort fegte er zuerst sauber die Spinnengewebe aus, denn was meint ihr, wie die Spinnen in einer alten Uhr hausen, die hundert Jahre auf dem obersten Boden im Kasten gelegen hat; und nachdem das Gehäuse gereinigt war, schaute er nach und holte die Räder heraus. Hier fehlte ein Zapfen und dort ein Zahn, er aber holte Handwerkszeug aus der Werkstatt und fügte das Fehlende so geschickt ein, daß die Uhr, als er sie wieder zusammen gesetzt hatte, so herrlich spielte und sang, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, um dem schönen Singsang zu lauschen. Als der Meister die Arbeit des Jungen besah, wunderte er sich zwar auch über die Maßen; doch war er nicht so töricht, wie der Goldschmied, sondern er machte den Lehrjungen sofort zum Gesellen, stellte ihm einen Brief aus und setzte ihn über die ganze Werkstatt. Alle Arbeit mußte er zuvor beschauen, und dann kam sie erst an die andern Gesellen; und er machte seine Sache so gut, daß der Meister sich um nichts mehr zu kümmern brauchte.

Nun hatte der König in der Stadt eine Singuhr, an der hing sein ganzes Herz. Eines schönen Tages machte es jedoch schnurrrrr, und das Räderwerk stand und war auch nicht wieder in Bewegung zu setzen. Da ließ der König ausrufen, wer ihm die Singuhr in Ordnung brächte, dem wolle er zur Belohnung geben, was er sich wünsche; wer sich aber an die Arbeit mache und nicht damit fertig würde, solle den Kopf verlieren. Auf die Bedingung hin meldete sich gar niemand; denn alle hätten sich wohl gerne gewünscht, was sie am liebsten haben mochten, aber sie fürchteten samt und sonders, den Kopf zu verlieren. Nur der Meister, bei dem der Junge in Arbeit stand, ging auf das Schloß und sagte, er wolle die Uhr wieder in Ordnung bringen. „Hier ist die Uhr, setz dich hin!" sagte der König. „Nein, meine Augen sind für so feine Arbeit schon zu trübe," antwortete der Meister, „aber ich habe einen Gesellen, der soll mir helfen." Das war der König zufrieden, und der Junge wurde geholt. Der sah kaum in das Räderwerk hinein, so wußte er, woran es lag; aber er legte die Uhr wieder auf den Tisch und rührte nicht Hand noch

Fuß. „Warum arbeitest du nicht?" fragte der Meister. „Das sollte mir fehlen," erwiderte der Junge, „ich setze meinen Kopf zum Pfande, und Ihr erntet den Lohn ein, wenn die Arbeit gelingt. Entweder Ihr bringt die Uhr in Ordnung, und ich gehe hinaus, oder ich bringe die Uhr in Ordnung, und Ihr geht hinaus." — „Nichtsnutziger Schlingel!" rief der Meister und gab dem Jungen einen Schlag an die Ohren; der ließ sich das nicht gefallen, und es hätte wohl gar eine große Prügelei abgegeben, wenn nicht der König dazu gekommen wäre.

„Herr König," rief der Meister und war kirschrot im Gesicht, „es geht drunter und drüber in Eurem Reiche." — „Nein, Herr König," fiel ihm der Junge ins Wort, „ist's nicht billig, daß der, welcher die Uhr herstellt, auch die Belohnung empfängt?" — „Gewiß ist das recht und billig," sagte der König verwundert; und als ihm der Junge erzählt hatte, woher der Streit entstanden sei, fragte er den Meister, ob er die Arbeit machen wolle oder nicht. Und als der Meister versicherte, er könne es wohl, aber die Augen seien ihm zu trübe geworden, darum müsse es sein Geselle tun, sprach der König: „Was hat Er dann in dem Schlosse zu tun! Marsch fort, oder ich lasse Ihn hinausbringen." Der Meister knirschte vor Wut mit den Zähnen, aber er mußte gehorchen, denn der König verstand keinen Spaß, und der Junge konnte seine Arbeit beginnen. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er alles wieder in Ordnung gebracht, und der König wurde gerufen, daß er die Arbeit beschaue. Als die Uhr sang, rief er: „So, wie früher, geht sie nicht, sondern zehnmal schöner, darum wünsch dir jetzt, was du willst, und wenn es in meiner Macht steht, soll dir der Wunsch gewährt werden." Antwortete der Junge: „Herr König, mein Vater ist schon lange tot, und ob Mutter noch lebt, weiß ich nicht; wenn ich wünschen könnte, was ich will, wünschte ich, daß Ihr mich an Kindesstatt annehmen möchtet." — „Das soll geschehen," sprach der König, „mein einziger Sohn ist in deinem Alter, und da paßt ihr zusammen." Der junge Prinz wurde sogleich herein gerufen, und als er vernahm, was geschehen sei, gab er seinem neuen Bruder freundlich die Hand; dann bekam derselbe königliche Kleider anzuziehen und wurde Prinz Karl genannt, während des Königs rechter Sohn Prinz Friedrich hieß.

Jeden Morgen ritten die Prinzen aus, und da die Stadt sieben Tore hatte, hätten sie alle Tage der Woche ein anderes Tor gehabt; doch jedesmal, wenn sie bis zum sechsten Tor gelangt waren, kehrte Prinz Friedrich um und begann wieder mit dem ersten. Das nahm Prinz Karl Wunder, und er fragte Prinz Friedrich, weshalb er das täte. Der wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus; als aber sein Bruder nicht nachließ, in ihn zu dringen mit Bitten und Quälen, sprach er endlich: „Nun gut, du sollst es erfahren. Ich habe noch eine Schwester, die hat ihr Lebtage mit keinem Menschen ein Wort gesprochen, so trotzig und hochfahrend ist sie. Da ist mein Vater zornig geworden und hat sie vor dem siebenten Tore in das Wachthäuschen gesperrt, und eine Tafel ist daran geschlagen: „Wer meine Tochter zum Sprechen bringt, erhält sie zur Frau und wird mein Nachfolger im Reiche; wer es versucht, und es gelingt ihm nicht, wird desselben Tages gehangen." Und damit niemand den König belügen kann, sitzen drei alte ausgediente Feldwebel vor dem Häuschen und schreiben jeden auf, der zu der Prinzessin hineingeht, und verdienen sich damit für ihre alten Tage das Gnadenbrot." — „Wenn es weiter nichts ist," antwortete Prinz Karl, „das hättest du mir schon eher sagen können; mich gelüstet's nicht, den Kopf zu verlieren, und die Prinzessin hat vor mir Ruhe;" innerlich dachte er aber anders. Sein ganzes Sinnen und Trachten stand von nun an allein auf die Prinzessin, und er hatte nur deshalb so gesprochen, damit Prinz Friedrich mit ihm durch das siebente Tor ritte.

Das tat Prinz Friedrich denn auch, und schon am andern Morgen ritten sie durch das siebente Tor. Die drei alten ausgedienten Feldwebel standen stramm, wie die Puppen, als die beiden Prinzen vorüber kamen; die Prinzessin aber, welche am Fenster war, tat, als sähe sie nichts, und dankte auch nicht, als die Prinzen sie grüßten. „Sag mir, mein Bruder," begann Prinz Karl, nachdem sie eine Weile geritten waren, „was hat denn deine Schwester in der Stube, in der sie gefangen sitzt?" — Antwortete Prinz Friedrich: „Je nun, was soll sie haben? In der Stube stehen ein Bett und zwei Stühle, ein Tisch und ein Schrank, und mitten an der einen Wand hängt ein großer, mächtiger Spiegel. Das ist ihr Herrgott. Vor dem steht sie wohl hundertmal des Tages und schaut hinein." Nun hatte Prinz Karl

genug gehört, und er fragte seinen Bruder nicht weiter. Als sie aber auf dem Rückwege wieder an dem Wachthäuschen vorbei kamen, sprang Prinz Karl geschwind vom Rosse, und ehe Prinz Friedrich wußte, was geschah, hatte er den drei Feldwebeln seinen Namen genannt und war in das Häuschen gelaufen. Poch! poch! poch! klopfte er an, aber niemand rief herein. Da öffnete er die Türe und trat in das Zimmer. Die Prinzessin stand vor dem Spiegel und beschaute darin ihre Schönheit; Prinz Karl aber drängte sie bei Seite und rief: „Guten Tag, Spiegel!" — Die Prinzessin sah dem fremden Mann verwundert ins Gesicht. „Guten Tag, Spiegel!" rief Prinz Karl zum zweiten Male, und die Prinzessin schaute ihm immer ängstlicher ins Auge. „Guten Tag, Spiegel!" schrie Prinz Karl mit lauter Stimme, daß die Stube dröhnte, „wenn du mir jetzt keine Antwort gibst, zerschlage ich dich in tausend Stücke!" — „Ach, lieber Herr," sprach da die Prinzessin und stellte sich vor ihren Herrgottsspiegel, „wie könnt Ihr so unvernünftig sein! Ein Spiegel kann doch nicht reden." — „Es ist gut," lachte Prinz Karl und ging zum Wachthäuschen hinaus, schwang sich auf sein Pferd und ritt Prinz Friedrich nach.

Die drei alten ausgedienten Feldwebel hatten wohl gehört, daß der Prinz die Prinzessin zum Sprechen gebracht, aber sie fürchteten, es würde ihr Dienst aus sein und das faule Leben ein Ende haben, wenn die Prinzessin aus dem Wachthäuschen heraus käme. Sie setzten darum eine falsche Meldung auf an den König, darin stand geschrieben: „Prinz Karl ist in das Wachthaus gedrungen, um die Prinzessin zum Reden zu bringen. Es ist ihm aber ergangen, wie den andern allen, und die Prinzessin ist stumm geblieben, wie ein Fisch im Wasser." Gerade, als der König die Meldung gelesen hatte, trat Prinz Karl vor ihn und verlangte die Prinzessin zur Frau; denn er habe sie zum Reden gebracht. „Belügst du mich, deinen Vater?" rief der alte König zornig; „hier, das ist die Wahrheit, das haben drei alte ausgediente Feldwebel, geschworene Leute, geschrieben!" und damit zeigte er ihm die Meldung. Da war freilich nichts zu machen, denn es standen drei gegen einen, und Prinz Karl mußte sich auf den Armesünderkarren setzen und wurde zum Galgen gefahren. Prinz Friedrich aber weinte und wollte sich nicht trösten lassen, denn er hielt sich schuld an dem ganzen Unglück.



Als Prinz Karl unten an der Leiter stand, kam das Glück auf den Richtplatz gegangen, aber niemand sah es, und sprach zu dem Verstand in dem Jungen, aber niemand hörte es: „Nun, Bruder Verstand, bis zum Galgen hast du deinen Freund ja gebracht! Viel Freude hat er bis jetzt auch nicht erlebt; aber Schläge hat er genug bekommen von der Mutter, dem Goldschmied und dem Singuhrenmacher." — „Du hast recht," antwortete der Verstand, „ein Prinz ist er zwar durch mich geworden, aber nun weiß ich mir keinen Rat und keine Hilfe mehr." Sprach das Glück: „Jetzt werde ich mich seiner annehmen," und, hast du nicht gesehen, während der Junge die Leiter hinaufstieg, fuhr der Verstand aus ihm heraus und das Glück in ihn hinein. Als Prinz Karl oben angelangt war und der Henker ihm die Schlinge schon um den Hals gelegt hatte, fiel ihm zum guten Glücke ein, daß er noch eine letzte Bitte stellen konnte, die ihm der König nicht abschlagen durfte. „Vater," sagte er, „ich bestehe auf meinem Recht, ich habe noch eine Bitte." — „Sie soll dir gewährt werden," antwortete der König, „nur um das Leben darfst du nicht bitten." — Sprach Prinz Karl: „So bitte ich, daß ich noch einmal die Prinzessin zum Reden bringen darf, während du mit Prinz Friedrich an der Türe stehst und horchst." Da mußte der Henker sogleich die Schlinge wieder vom Nacken nehmen, und der König setzte sich mit den beiden Prinzen in den Wagen, und sie fuhren durch das siebente Tor zu dem Wachthäuschen. Prinz Karl tat, wie er das erste Mal getan, er pochte an und ging, als niemand herein sagte, ohne weiteres in die Stube. Dann sprach er wiederum, während der König und Prinz Friedrich an der Türe standen und horchten: „Guten Tag, Spiegel! Guten Tag, Spiegel! Guten Tag, Spiegel! Und wenn du mir jetzt nicht Antwort gibst, zerschlage ich dich in tausend Stücke!" — Trat die Prinzessin wieder vor ihn hin, daß er ihrem Herrgott nichts anhaben möchte, und sprach: „Lieber Herr, ich habe Euch schon einmal gesagt, Ihr sollt nicht so unvernünftig sein und von einem Spiegel verlangen, daß er redet. Was wollt Ihr überhaupt in meiner Stube?" Erwiderte Prinz Karl: „Liebe Prinzessin, ich will Euch eine Geschichte erzählen, die mir selbst zugestoßen ist: Ich bin ein Uhrmacher und ging einmal mit einem Bildhauer und einem Schneider auf Wanderschaft. Eines Nachts kamen wir in einen großen Wald.

Da fürchteten wir uns vor den wilden Tieren und beschlossen, daß einer immer für die andern wachen solle. Wir warfen das Los, und die erste Nummer traf den Bildhauer, die zweite erhielt der Schneider, während mir die dritte Nummer zu teil wurde. Während wir schliefen, wurde aber dem Bildhauer die Zeit lang, und er ergriff einen Block, zog das Messer aus der Tasche und schnitzte daraus ein wunderschönes Frauenbild. Als seine Zeit um war, war auch das Bild fertig, und er lehnte es an den Baum und legte sich schlafen. Der Schneider, der jetzt an der Reihe war, sah das Bild, und es dauerte ihn, daß es nackend war. Flugs schnallte er sein Ränzel auf, holte Nadel und Zwirn und Zeug hervor und nähte dem Bilde ein Kleid und zog es ihm an. Das hatte er eben getan, da war seine Zeit verstrichen, und ich mußte die Wache besorgen. Als ich das schöne Frauenbild in dem herrlichen Kleide sah, dachte ich: 'Wie schön wäre es, wenn es sprechen könnte!' Mein Werkzeug hatte ich zur Hand, und ehe noch der Morgen anbrach, hatte ich eine Stimme verfertigt. Die setzte ich dem Frauenbild in den Mund, da sprach es, wie ein vernünftiger Mensch." — „Das ist nicht wahr," rief die Prinzessin. „Und es ist doch wahr!" antwortete der Prinz. „Der Bildhauer, der das Bild geschnitzt hat, ist dein Vater; der Schneider, der es kleidete, ist deine Mutter, und ich bin der Uhrmacher, ich habe dir die Stimme eingesetzt, daß du wieder sprechen und singen, lachen und weinen kannst, wie ein vernünftiger Mensch." — „Ja, Prinz Karl hat recht," riefen der alte König und Prinz Friedrich aus einem Munde, stießen die Türe auf und traten in die Stube hinein. Da mußte die Prinzessin sogleich mit dem König und den beiden Prinzen in den Wagen steigen, und sie fuhren zu vieren auf das Schloß, und die Hochzeit wurde noch an demselben Abend mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, nachdem sie zuvor zugesehen, wie die drei Erzlügner, die alten ausgedienten Feldwebel, an den höchsten Galgen gehängt wurden und in der freien Luft baumelten.

Nach der Hochzeit machte das Glück wieder, daß es zum Verstande kam. „Nun," sagte der Verstand, „hab' ich es selbst erfahren: deine Freunde sind besser beraten, wie meine!" dann setzten sie selbander ihre Reise fort, weiß Gott, wem sie jetzt helfen mögen.

Kio.

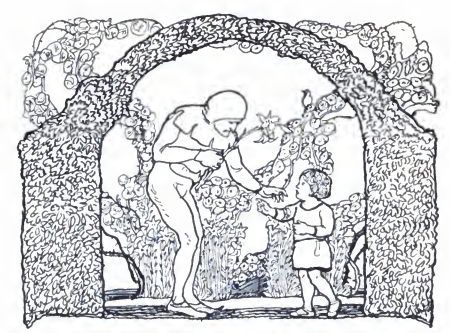
Einem reichen Könige hatte seine Gemahlin das zwölfte Kind geboren, einen bildschönen Knaben. Da nun der König schon so viele Kinder hatte, so bestimmte er, daß gar keine Gevattern gebeten werden sollten, sondern der erste Arme, der vor die Türe käme, der sollte Gevatter sein. Bald kam auch ein Bettler vor das Schloß und bat um eine Gabe. Sogleich wurde er zurückgehalten und ihm gesagt, daß er bei dem neugeborenen Prinzen Gevatter werden müsse. Er war auch dazu bereit, ging mit dem Kinde in die Kirche und hielt es über die Taufe. Indessen war, ohne daß es jemand bemerkt hatte, auch der Hofnarr des Königs Namens Kio mit in die Kirche gegangen und hatte sich unter einem Stuhle versteckt, von wo aus er alles hören und sehen konnte, was bei der Taufe vorging. Als nun das Kind getauft war, sprach der Bettler zu ihm: er könne ihm zwar nichts einbinden[1]), weil er selbst nichts habe, aber eines wolle er ihm doch mitgeben: wenn es heranwüchse und groß würde, so solle es immer das haben, was es sich wünsche. Kio, der das allein gehört hatte, merkte es sich wohl und schlich sich wieder unbemerkt aus der Kirche.

Als nun der Knabe zwei Jahre alt geworden war und schon sprechen konnte, dachte Kio bei sich, er wolle doch einmal versuchen, ob das wirklich geschähe, was das Kind sich wünschte. Er sagte also eines Tages zu dem Knaben, er möge sich doch einmal einen Pfennig wünschen. Der Knabe tat das, und sogleich war der Pfennig da. Dann machte er noch einen zweiten Versuch und sprach: „Sage einmal: ich wollte, daß ich einen Stock hätte!" Der Knabe sprach diese Worte, und gleich hatte er einen Stock.

Im dritten Jahre raubte nun Kio das Kind und ging mit ihm weit weg in ein fremdes Land.

Eines Tages kam er an einem großen und schönen Garten vorbei, worin wunderschöne Lilien standen. Er ging hinein, pflückte eine Lilie ab und sprach darauf zu dem Knaben: „Sage, ich wollte, daß die Lilie ein Lilienstock wäre und ich könnte ihn bei mir in

1) als Patengeschenk geben; es wurde gewöhnlich Geld in das Tuch des Kindes gebunden.



der Tasche tragen." Der Knabe tat, wie ihm gesagt war, und in demselben Augenblicke war die Lilie auch schon ein Lilienstock, den er in die Tasche steckte. Von da zog Kio weiter in ein anderes Land, und hier mußte ihm der Knabe nacheinander Knechte, Mägde, einen großen Hof mit einem schönen Hause und vielem Lande wünschen, was er alles für sich hinnahm. Den Lilienstock aber mußte das Kind zu einer Frau wünschen, die nun seine Mutter war.

Auf dem Hofe war es sehr einsam, weil in der ganzen Gegend keine anderen Menschen waren, als die zum Hofe gehörten. Als der Knabe schon mehr herangewachsen und nun mit seiner Mutter einmal allein war, fragte er sie, ob er denn keinen Bruder, keine Schwester, keinen Großvater und keine Großmutter habe. Jene antwortete: „Mein Sohn, ich weiß selbst nicht, woher ich gekommen bin, ich habe keinen Vater und keine Mutter." Darauf sagte der Knabe zu ihr: „Wenn du dich heute Abend schlafen legst, so frage doch den Vater einmal, woher du stammst und ob ich keinen Großvater und keine Großmutter habe. Ich aber will mich unter das Bett legen und horchen."

Am Abend kam Kio nach Hause und ging mit seiner Frau schlafen. Der Knabe aber hatte sich unter das Bett gelegt. Wie sie nun so im Bette lagen, fing die Frau an: „Höre, lieber Mann, woher bin ich denn eigentlich? Hier ist doch kein Mensch als ich und du und unsere Knechte und Mägde und das Kind." Er erzählte ihr nun, daß er bei einem reichen Könige Hofnarr gewesen sei und Kio heiße; wie dem Könige ein zwölftes Kind, eben dieser Knabe, geboren sei, den ein Bettler bei der Taufe so begabt habe, daß alles, was er wünsche, sich alsbald erfülle; und wie er dann den Knaben geraubt habe und mit ihm hierher gegangen sei.

„Horch, Lietchen, horch! Horch, Lietchen, horch!" rief jetzt die Frau leise. Lietchen war aber der Name des Knaben, der unter dem Bette lag und alles mit anhörte. Jener erzählte weiter, wie der Knabe Haus und Hof, Knechte und Mägde, überhaupt alles gewünscht habe, was da sei. „Horch, Lietchen, horch!" rief wieder die Frau. Kio sagte dann auch, daß sie eine Lilie gewesen sei, die von dem Knaben zuerst zu einem Lilienstocke und darauf zu einer Frau gewünscht sei und daß sie wieder zu einer Lilie werden würde, wenn sie wieder in den Garten gebracht würde und der Knabe zu ihr spräche: „Ich wollte, daß du wieder eine Lilie wärest!" „Horch, Lietchen, horch!" ließ sich die Frau wieder vernehmen. In demselben Augenblicke sprach aber auch schon der Knabe unter dem Bette: „Ich wollte, daß du ein Pudelhund wärest und fressen müßtest, was ich dir zu fressen gäbe." „Wau, wau," bellte es im Bette, und ein großer Pudel sprang daraus hervor. Da gab der Knabe dem Pudel Steine, die dieser fressen mußte. Dann wünschte er, daß seine Mutter wieder ein Lilienstock würde und er sie in der Tasche tragen könne. Mit diesem ging er zu dem Garten, worin die Lilie gepflückt war, und wünschte, daß sie wieder da stünde. Von da reiste er hin zu seinem Vater. Der Pudel aber, welcher mit einem Beine hinkte, so wie Kio mit dem einen Fuße gehinkt hatte, mußte immer neben ihm her laufen.

Im Schlosse seines Vaters gab er sich für einen Küchenjungen aus und bat, daß man ihn in Dienst nehmen möchte, ward aber abgewiesen. Er sagte indes, er wisse nirgend hin, und bat so lange, bis er endlich als Küchenjunge angenommen wurde. Weil er nun

den Hund bei sich behielt, so sagten die anderen in der Küche zu ihm, was sie mit einem solchen Küchenjungen sollten, der sich einen Hund hielte; sie hätten Hunde genug im Schlosse. Er antwortete ihnen, das ginge sie nichts an, sein Hund fräße nichts als Steine. Der alte König hatte davon gehört und kam selbst in die Küche, um den Hund zu sehen, der nur Steine fräße. Der Küchenjunge rief also: „Kio, Kio, zuch!" und sogleich kam der Hund herbei. Bei dem Namen Kio war der König aufmerksam geworden und fragte darauf den Jungen, wie der Hund zu dem Namen käme. Er habe einmal einen Hofnarren gehabt, der habe so geheißen und ebenso wie der Hund mit dem einen Beine gehinkt. Da fragte der Küchenjunge, ob er nicht einen Sohn Namens Lietchen gehabt habe, der sein jüngstes Kind gewesen sei? Der König bejahte das und fügte hinzu: „Der ist wahrscheinlich ertrunken, denn ich habe keine Spur von ihm auffinden können." Nun wünschte der Junge den Pudel wieder zu einem Manne, sagte dem Könige, daß er sein Sohn sei, und erzählte alles, was er erlebt hatte. Da hatte die Freude über den wiedergefundenen Sohn gar kein Ende. Kio aber ward zur Strafe für sein Verbrechen lebendig verbrannt.

Die Gänse.

Es war einmal ein Mädchen aus reicher Familie, das liebte einen armen Jüngling. Ihre Eltern wollten nichts von der Liebe wissen und sprachen einst im Zorne zu ihr: „Ehe wir dich dem Bettler geben, ehe soll er und du und wir alle in Gänse verwandelt werden." Sie hatten es kaum ausgesprochen, da flogen sie alle in Gänse verwandelt in die Luft. Die beiden Liebenden saßen auf einem Teiche; da sah sie ein Jäger und schoß nach ihnen. Sie flogen beide auf, aber die eine war getroffen und fiel in das Rohr am Ufer zurück. Der Jäger bemerkte, daß sie nicht tot, sondern nur betäubt war, und trug sie nach Hause. Am folgenden Mittag, als er von der Jagd heimkam, fand er verwundert alles aufgeräumt, das Essen fertig auf dem Tische, und doch war niemand im Hause gewesen. Am andern Tage stellte er sich, als ginge er wieder fort, blieb aber im Hause



und lauschte. Da sah er, wie die Gans die Federn abschüttelte und als schönes Mädchen die Geschäfte besorgte. Am dritten Tage machte er es ebenso. Als sie sich aber wieder in Menschengestalt verwandelt hatte, sprang er hervor, faßte die Sträubende und verschloß die gesammelten Federn in eine Kiste. Nun blieb sie ein Mädchen, und er heiratete sie. Das war im Sommer. Als nun aber im Herbste die wilden Gänse nach Süden zogen, da saß die Jägerin vor der Tür und hatte ihres Mannes Haupt auf dem Schoße, der schlummerte. Da kamen zwei Gänse geflogen, das waren ihre Schwestern, und riefen:

Unser liebes Schwesterlein
Kost mit ihrem Männelein.
Fliege du, Schwesterlein,
Mit uns Gänselein!

Doch sie antwortete:

Flieget mit Gott, flieget mit Gott!
Ich werde mit euch nicht ziehn.

Da kamen zwei andere, das waren ihre Brüder, und riefen:

Unser Schwesterlein
Kost mit ihrem Männelein.
Fliege mit uns, du Schwesterlein!

Doch sie sprach, wie vorher:

Flieget mit Gott, flieget mit Gott!
Ich werde mit euch nicht ziehn.

Und wiederum kamen zwei, das waren ihr Vater und ihre Mutter, und riefen:

Unser Töchterlein
Kost mit ihrem Männelein.
Fliege mit uns, lieb Herzelein!

Aber sie sprach wieder:

Flieget mit Gott, flieget mit Gott!
Ich werde mit euch nicht ziehn.

Zuletzt kam eine wilde Gans, das war ihr Herzallerliebster, und klagte:

Mein allerliebstes Mägdelein
Kost mit ihrem Männelein.
Ach zieh du mit mir,
Mein allerliebstes Mägdelein!

Da legte sie leise ihres Mannes Haupt zur Erde, ging in das Haus, nahm die Federn aus der verschlossenen Kiste und flog mit ihm von dannen. Wenn der Jäger die Federn verbrannt hätte, so wäre sie ihm bis zum Ende geblieben.

Hans und der Bauer.

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte einen Knecht, der hieß Hans, und eine Köchin, die hieß Grete. Eines Tages sagte er zu Hans: „Hans, wenn du so wolltest, wie Grete, dann nähmst du Grete zur Frau. Dann hätt'st du 'ne Frau und Grete hätt'n Mann, und wär' euch beiden geholfen. Und dann solltet ihr meine Erben werden."

Darauf ging er hin und sagte zu Grete: „Grete, wenn du so wolltest, wie Hans, dann nähmst du Hans zum Mann. Dann hätt'st du'n Mann und Hans hätt' 'ne Frau, und wär' euch beiden geholfen. Und dann solltet ihr meine Erben werden."

Und so wurden Hans und Grete Mann und Frau und wohnten in einer Kate[1]), die dem Bauer gehörte.

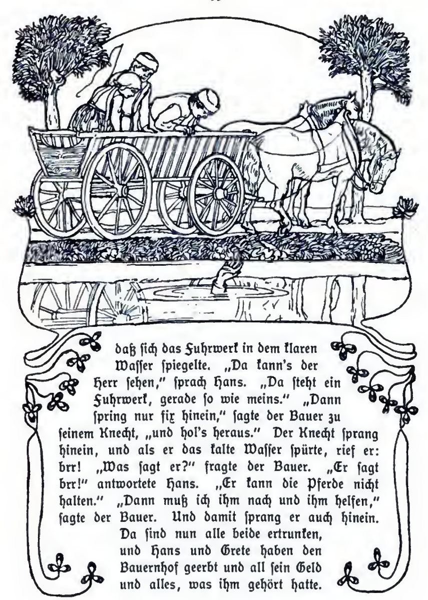
Nach einiger Zeit kam der Bauer an und wollte sie besuchen. Da setzte Grete grade einen Kochtopf vom Feuer, worin sie Grütze gekocht hatte. Und die Grütze, wenn sie so recht in der Hitze ist, dann brodelt sie tüchtig und kocht immer noch ein bißchen nach. Da sagte der Bauer: „Grete, die Grütze kocht ja und steht doch gar nicht überm Feuer!" „Ja, Herr," sagte Grete, „das ist ein Kochtopf, der kocht ohne Feuer." Als aber die Grütze etwas abgekocht war, hörte sie auf zu kochen. Da sagte er: „Ei, Grete, nun kocht sie ja nicht mehr!" „Du lieber Gott," antwortete sie, „weiß der Herr das noch nicht? Wenn die Grütze gar ist, dann hört sie immer auf zu kochen." „Grete," sagte er, „den Kochtopf könntest du mir geben. Ich will ihn dir gut bezahlen!" Grete verkaufte ihm den Topf und kriegte einen Haufen Geld dafür. Der Bauer aber ging nach Hause, tat Grütze und Milch in seinen Topf und setzte sich dazu. Er wartete eine halbe Stunde, er wartete eine ganze Stunde, aber der Topf kochte nicht und wollte nicht kochen! Zornig ging er wieder zu Grete

1) Arbeiterwohnung.

und schalt, daß sie ihn betrogen hätte. Er hätte in einem fort gewartet, rief er, aber der Topf hätte nicht kochen wollen! „Herr," sagte Grete, „ich weiß nicht, wie das zugeht. Bei mir hat er doch gekocht!"

Damit war's gut. Es dauerte nicht lange, da kam der Bauer wieder zu Besuch. Da war Hans grade bei der Arbeit und machte ein Blasrohr. „Was machst du da, Hans?" fragte der Bauer. „Ich mach'n Blasrohr," antwortete Hans. „Wozu soll das nützen?" sprach der Bauer. „Ei, Herr," sprach Hans, „wenn einer totgeblieben ist, dann kann man ihn damit wieder lebendig blasen." „Wie wird denn das gemacht?" fragte der Bauer. „Ganz einfach," antwortete Hans, „das Blasrohr wird dem Toten in den Hals gesteckt, und dann muß man blasen, dann lebt er wieder auf." „O Hans," bat der Bauer, „das Blasrohr möcht' ich haben!" Hans verkaufte ihm das Blasrohr und kriegte wieder einen Haufen Geld dafür. Als der Bauer nach Hause kam, schlug er seine Frau tot, nahm sein Blasrohr her und wollte sie wieder lebendig blasen. Aber er mochte blasen, so viel er wollte, es half alles nichts. Sie war und blieb tot und wachte nicht wieder auf. Schnell ging er wieder zu Hans zurück und schalt, daß er ihn betrogen hätte. Er hätte seine Frau totgeschlagen, rief er, und sie dann wieder lebendig blasen wollen, aber es hätte alles nichts geholfen. „Herr," sagte Hans, „hab' ich nicht gesagt: wenn einer totgeblieben ist? Wenn aber einer totgeschlagen ist, dann nützt das nichts!"

Nun hatten ja Hans und Grete eine große Menge Geld für den Kochtopf und das Blasrohr gekriegt. Dafür schafften sie sich Wagen und Pferde an und fuhren damit spazieren. Da sprach der Bauer einmal zu Hans: „Hans, wie bist du zu dem schönen Fuhrwerk gekommen?" „Ei, Herr," sprach Hans, „das hab ich mir da unten aus dem tiefen Wiesengraben geholt." „Sollten da noch mehr sein?" fragte der Bauer. „Ja, Herr," antwortete Hans, „da sind noch genug!" „Dann möcht' ich mir auch eins herausholen," sagte der Bauer. „Gewiß, Herr," sagte Hans. „Wenn mal recht schönes, sonniges Wetter ist, so wollen wir zusammen hinfahren." So war also alles verabredet, und sobald einmal recht schönes, sonniges Wetter war, spannte Hans an und fuhr mit dem Bauern und dessen Knecht zur Wiese. Als sie an den Graben kamen, fuhr Hans ganz dicht an den Grabenrand,



daß sich das Fuhrwerk in dem klaren Wasser spiegelte. „Da kann's der Herr sehen," sprach Hans. „Da steht ein Fuhrwerk, gerade so wie meins." „Dann spring nur fix hinein," sagte der Bauer zu seinem Knecht, „und hol's heraus." Der Knecht sprang hinein, und als er das kalte Wasser spürte, rief er: brr! „Was sagt er?" fragte der Bauer. „Er sagt brr!" antwortete Hans. „Er kann die Pferde nicht halten." „Dann muß ich ihm nach und ihm helfen," sagte der Bauer. Und damit sprang er auch hinein. Da sind nun alle beide ertrunken, und Hans und Grete haben den Bauernhof geerbt und all sein Geld und alles, was ihm gehört hatte.

Die faule Katl.



a ist schon seitdem viel Wasser in dem Inn[1]) hinuntergeronnen, als dort einmal ein Wirt drei Töchter hatte. Die zwei älteren waren brav und fleißig und arbeiteten zu Hause und auf dem Felde, die jüngste aber, die Katl hieß, war stinkfaul, schlief, bis ihr die Sonne in die Augen schien, und kümmerte sich weder um Keller noch um Küche. Eines Tages mußte sie auf das Feld gehen, um dort zu arbeiten. Katl war aber wieder faul, wie immer, legte sich, als sie auf den Acker gekommen war, unter einen Kirschbaum und tat sich im Schatten gütlich. Bald war sie eingeschlafen, doch dauerte ihre Ruhe nicht lange, denn eine große Kröte kroch ihr über das Gesicht. Das Mädchen fuhr erschreckt auf und zitterte an allen Gliedern, als es das garstige Tier sah. Die Kröte sah ruhig die faule Dirne an und sprach endlich: „Guigg, guagg! Katl, geh mit mir! Guigg guagg!" Da dachte sich die Katl: Bei diesem schmutzigen Tiere wird es nicht viel Arbeit geben, und sagte Ja. Nun patschte die Kröte durchs Feld hin, und die schläfrige Katl folgte ihr nach und gähnte. So ging es eine Zeit lang, und dann kamen sie in den Wald, der an des Wirtes Güter grenzte. Die Kröte patschte eine Weile durch Dick und Dünn, und Katl folgte ihr. Sie waren erst eine kleine Strecke gegangen, da stand ein großes herrliches Schloß vor ihnen, das Katl noch nie gesehen hatte, obwohl sie den Wald gut kannte. Die Kröte watschelte in die schöne Burg hinein, und Katl ging nach und dachte bei sich: „Da ist's feiner als in meines Vaters Wirtshause, wo einem die Gäste viel Arbeit machen." Als

1) Das Märchen stammt aus Schwaz in Tirol.



beide im Saale waren, fing die Kröte, die auf dem Wege kein Sterbenswörtchen verloren hatte, wieder zu reden an und sprach: „Guigg, guagg! Katl, jetzt mußt du sieben Jahre bei mir bleiben. Guigg, guagg, ja sieben Jahr darfst du dich nicht mehr waschen, nicht mehr kämmen und nichts Warmes mehr essen." „Je," dachte sich Katl, „das ist ein Schrecken! Das will ich gerne tun!" Denn die faule Dirne hatte die größte Freude an diesem Befehle der Kröte. Katl wusch sich nie, kämmte sich nie und aß nie warme Speise. Sie lag Tag und Nacht und Nacht und Tag in ihrem Bette und stand höchstens auf, wenn sie der Hunger nötigte. Aber auch dann trank sie nur kühles Wasser und aß hartes Brot. So verging ihr die Zeit schnell, und ehe sie es wünschte, waren die sieben Jahre zum Staube aus. Der Jahrtag ihrer Ankunft im Waldschlosse war vor der Türe. Es wollte Abend werden, und die Sonne sank schon hinter den Bergen, da begann es fürchterlich zu donnern. Die Kröte patschte in den Saal, wo Katl faulenzte,

und sprach: „Guigg, guagg, Katl, heute mußt wachen, heut darfst kein Auge zufallen lassen.“ Ja, dachte sich Katl, jetzt hast sieben Jahre geschlafen, jetzt kannst wohl auch eine Nacht wachen, stieg aus ihrem Bette und setzte sich in einen seidenen Lehnsessel. Indessen dunkelte es mehr und mehr, und ein fürchterliches Gewitter zog am Himmel herauf. Kein Stern ließ sich sehen, und Blitze zuckten durch die pechschwarzen Wolken, und der Sturmwind heulte wie ein hungriger Wolf durch den zitternden Wald. Wie es schon spät war und der Sturm am ärgsten lärmte, läutete es am Schloßtore. Als die Kröte das hörte, sagte sie zur Katl: „Guigg, guagg, laß es ein!“ Katl ließ sich das gefallen, nahm die Lampe, stieg in den Schloßhof nieder und öffnete das Tor. Davor stand ein wunderschöner Rittersmann, der für die gastliche Aufnahme dankte und der Katl in den Saal folgte. Wie die Kröte den schönen Ritter sah, der vom Ungewitter hart mitgenommen war, da hüpfte sie auf und quakte: „Guigg, guagg! Katl, etwas Warmes kochen und dann auch essen davon. Vor dem Auftragen mußt du dich aber waschen, kämmen und das Gewand anziehen.“ Bei den letzten Worten langte die Kröte aus einem Kasten ein so prachtvolles Kleid hervor, daß es Katls Augen beinahe blendete. Die Dirne war zufrieden und dachte bei sich: „In sieben Jahren kannst du wohl einmal kochen und andere kleine Arbeit tun, besonders wenn du ein so schönes Kleid dafür bekommst.“ Katl ging in die Küche, feuerte an und gab einen Hasen, der auf der Anrichte lag, ans Feuer. Dann kämmte und wusch sie sich und tat sich das wunderschöne Kleid an. Sobald der Hase gebraten war, legte sie ihn auf den Teller und trug ihn in den Saal. Wie staunte aber Katl, als sie hineintrat! Da war anstatt der garstigen Kröte eine stattliche Frau im weißen Kleide an der Seite des Ritters und sprach zu Katl freundlich: „Du hast mich, liebes Kind, aus meinem Zauber gelöst. Ich bin durch dich befreit worden, deshalb nimm zum Lohne diesen Schlüssel, der dir alle Schätze meines Schlosses öffnet, und meinen Sohn zum Gemahle.“ Bei diesen Worten gab ihr die Gräfin einen goldenen Schlüssel und legte die Rechte des Ritters in die Hand der Katl. Dann war die Gräfin verschwunden und nie mehr gesehen. Katl lebte aber mit ihrem schönen Ritter viele Jahre glücklich auf dem stolzen Schlosse. Ob sie noch dort haust, ist mir nicht gesagt worden.

Vom dicken fetten Pfannkuchen



Es waren einmal drei alte Weiber, die wollten gern einen Pfannkuchen essen. Da gab die erste ein Ei dazu her, die zweite Milch und die dritte Fett und Mehl. Als der dicke fette Pfannkuchen fertig war, richtete er sich in der Pfanne in die Höhe und lief den drei alten Weibern weg und lief immerzu und lief kanntapper, kanntapper in den Wald hinein.

Da begegnete ihm ein Häschen und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannkuchen antwortete: „Eck bin drei olen Wiebern entlopen und schölle di (sollte dir), Häschen Wippsteert (Wippschwanz), nich entlopen?" und lief kanntapper, kanntapper in den Wald hinein.

Da kam ein Wolf herangelaufen und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannkuchen antwortete: „Eck bin drei olen Wiebern entlopen, Häschen Wippsteert — un schölle di, Wulf Dicksteert, nich entlopen?" und lief kanntapper, kanntapper in den Wald hinein.

Da kam eine Ziege herzugehüpft und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannkuchen antwortete: „Eck bin drei olen Wiebern entlopen, Häschen Wippsteert, Wulf Dicksteert — un

schölle di, Zicke Langbart, nich entlopen?" und lief kanntapper, kanntapper in den Wald hinein.

Da kam ein Pferd herbeigesprungen und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannkuchen antwortete: „Eck bin drei olen Wiebern entlopen, Häschen Wippsteert, Wulf Dicksteert, Zicke Langbart — un schölle di, Perd Plattfaut, nich entlopen?" und lief kanntapper, kanntapper in den Wald hinein.

Da kam eine Sau dahergerannt und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannkuchen antwortete: „Eck bin drei olen Wiebern entlopen, Häschen Wippsteert, Wulf Dicksteert, Zicke Langbart, Perd Plattfaut — un schölle di, Su Haff nich entlopen?" und lief kanntapper, kanntapper in den Wald hinein.

Da kamen drei Kinder daher, die hatten keinen Vater und keine Mutter mehr und sprachen: „Lieber Pfannkuchen, bleib stehen! Wir haben noch nichts gegessen den ganzen Tag!" Da sprang der dicke fette Pfannkuchen den Kindern in den Korb und ließ sich von ihnen essen.

Das beste Essen von der Welt.

Es wurde einmal in einem Dorfe erzählt, der Pfarrer habe am Sonntage in der Predigt gesagt, weiße Rüben und Hammelfleisch wäre das beste Essen auf der Welt. Das hörten denn auch drei Männer aus dem Ort, die hießen Christoph, Max und Caspar, und die nahmen sich vor, sie wollten einmal sehn, ob das auch mit dem Essen die Wahrheit wäre. Weil sie aber keinen Acker und keine Schafe hatten, so sollte in der nächsten Nacht der Christoph, der ein starker Mann war, ins Feld gehn und einen Sack voll weiße Rüben langen, und der Max und der Caspar wollten unter der Zeit an den Pferch gehn und einen Hammel stehlen. Auf dem Kirchhof an der Kirchentür wollten sie darnach wieder zusammenkommen.

Wie es Nacht geworden war, ging der Christoph mit seinem Sack auf einen Rübenacker, und die zwei andern machten sich auf den Weg nach dem Pferch. Da mußten sie aber an einem Sumpf vorbei, und wie sie dorthin kamen, so quakste just ein Frosch. „Hörst

du's?" sagte der Max zum Caspar, und war ihm angst. „Der Schäfer ist wach und ruft: Max! Max! Ich kann jetzt nicht mitgehn, der Schäfer kennt mich. Geh du lieber allein hin! Dich kennt er, scheint's, nicht und hat dich auch nicht gesehn." Damit kehrte der Max um, ging ein wenig zurück und wollte da warten, bis der Caspar mit dem Hammel käme. Der Caspar dagegen ging allein weiter und kam bis nahe an den Pferch. Da hustete aber gerade ein altes Schaf, und das hat gelautet, als wenn eins gerufen hätte: Casper! Wer da fortlief, das war der Caspar, und er sprang so flink, daß er bald zu dem Max zurück kam. „Max!" sagte er zu dem und war außer Atem und schnaufte, „denk dir nur, der Schäfer hat auch mich gekannt, denn er hat mir ganz laut Casper zugerufen. Wir können den Hammel nicht langen, der Schäfer kennt uns alle beide. Wir müssen uns jetzt an den Christoph machen, daß der hingeht." Das war der Max zufrieden, und so gingen sie fort an die Kirchentür. Der Christoph war schon da mit seinem Sack, und sie erzählten ihm die ganze Geschichte, wie sie den Hammel nicht brächten, weil der Schäfer sie bei Namen gerufen habe. Dann redeten sie dem Christoph zu, er sei ja noch nicht lang in dem Orte, der Schäfer kenne ihn noch nicht, und darum solle er nach dem Hammel gehn. Der Christoph war im Anfange böse, daß sie ihre Sache nicht ausgeführt hatten; er habe getan, was er zu tun gehabt hätte, und er lange den Hammel nicht. Sie redeten ihm aber noch mehr zu und sagten, sie wollten derweil, bis er den Hammel brächte, die weißen Rüben schälen. Nun, der Christoph ist ein guter Mann gewesen und ging fort. Jetzt setzten sich die Zwei an die Kirchentür und machten sich an das Schälen. Unter der Zeit wird es Morgens vier Uhr, wo zu Tag geläutet werden muß. Da kommt der Schulmeister und will läuten. Wie er aber an der Kirchentür die Zwei sieht, so wird's ihm angst, denn er glaubt, es wären Geister von den Toten, und läuft ans Pfarrhaus und klopft, was er klopfen kann. Endlich erwacht die Köchin und macht ihm die Tür auf. Da geht er hin und weckt den Pfarrer und sagt in einer Hast: „Herr Pfarrer, Sie müssen mit mir! Vor der Kirchentür sind zwei Geister, die lassen mich nicht in den Turm, daß ich zu vier Uhr läuten kann. Sie müssen mit und müssen die Geister vertreiben." Der Pfarrer aber,



der das Podagra hatte und nicht fort konnte, gab zur Antwort: „Wie kannst du mir nur zumuten, daß ich mit dir gehn soll! Ich bin ein armer gebrechlicher Mann und kann nicht fort. Du mußt sehn, wie du's allein fertig bringst, ich kann dir nicht helfen." Doch der Schulmeister, der nach der alten Observanz zu Morgen läuten wollte, setzte dem lahmen Mann hart zu und sagte: „Nein, Sie müssen mit, Herr Pfarrer! Sie müssen mit! Wenn Sie nicht gehn können, so hängen Sie sich auf meinen Rücken, dann will ich Sie auf den Kirchhof hockeln." Da nun der Schulmeister nicht von der Stelle ging und dem Pfarrer immer mehr zusetzte, so stand der endlich auf, zog sich an und hing sich dem Schulmeister auf den Rücken. So ging's dann bis auf den Kirchhof. Die Zwei, die an der Kirchentür saßen und noch weiße Rüben schälten und die Schalen hüben und drüben hinauswarfen, sahen in der Dunkelheit, daß da einer mit einer Last auf dem Rücken kam, und glaubten nicht anders, als das wäre der Christoph mit dem Hammel. Da rief gleich der eine: „Hast ihn?" und der andere: „Nun, so bring ihn her, dann wollen wir ihm gleich den Hals abschneiden!" Als das der Schulmeister hörte, so wurde es dem so angst, daß er den Pfarrer von seinem Rücken herunterwarf und lief, was er nur laufen konnte. Der

Pfarrer aber, dem es geradeso angst war, vergaß sein Podagra, machte sich geschwind auf die Beine und lief hinter dem Schulmeister drein und lief schier noch schneller als der. Nun hatte er aber eine steife hirschlederne Hose an, und wie der Pfarrer so lief, da machte die Hose gerade solch Geräusch, als riefe es hinter ihm: Ergib dich, ergib dich! Da rief der Pfarrer: „Nein, ergeben tu ich mich nicht, und wenn ich mich zu Tode laufe."

Nicht lang darnach kam der Christoph wirklich mit dem Hammel, und da haben sie sich denn auf den Mittag weiße Rüben und Hammelfleisch zurecht gemacht und nach der Mahlzeit gesagt: ja, das wär das beste Essen auf der Welt.

Das weiße Kätzchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, von denen der jüngste etwas albern war und von den andern immer gering geachtet und zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen wurde. Als der König nun alt wurde, sagte er zu seinen Söhnen: „Ich bin jetzt der Regierung müde, ziehet aus, und wer von euch mir einen Kahn, an dem weder Nagel noch Pflock ist, heimbringt, der soll das Königreich und die Krone haben." Da zogen sie alle drei aus, aber die beiden ältesten sprachen zum jüngsten: „Zieh du nur allein hin, wo du Lust hast, du bringst den Kahn doch nicht" und verließen ihn mitten in einem Walde. Da setzte er sich auf einen Baumstamm und verzehrte sein Frühstück, und wie er da saß, kam ein kleines weißes Männchen daher, das fragte ihn, wohin er denn wolle. Der Königssohn erzählte ihm alles und sagte: „Setz dich doch her zu mir und iß mit; ich habe noch Essen genug, das reicht wohl für uns beide." Da setzte sich das weiße Männchen zu ihm, und als es gegessen hatte, legte es seinen Kopf auf den Schoß des Königssohnes und schlief ein. Da wehrte ihm der Königssohn die Fliegen ab, daß sie es nicht wecken möchten, und als es nun wieder erwachte, hieß es den Königssohn mit auf sein Schloß kommen, da solle er haben, was er suche. Da ging der Königssohn mit, und als sie nun ins Schloß kamen, sprang

dem Männchen ein weißes Kätzchen entgegen, das sah ihn so wehmütig an und drängte sich auch an den Königssohn und machte einen Buckel, und er kraute es im Kopf, und da war es so freundlich und sah ihn an, als hätte es sprechen mögen. Im Zimmer aber setzten sie sich an einen Tisch, und nun trug das Kätzchen Schüsseln und Teller herbei, und sie aßen und tranken, und das Kätzchen setzte sich auch mit an den Tisch und aß auch mit. Als sie sich nun aber an Speise und Trank erquickt hatten, führte das weiße Männchen den Königssohn in ein Nebenzimmer, da stand eine lange Reihe von Kähnen, an denen war weder Pflock noch Nagel. Davon mußte sich der Königssohn einen aussuchen, und als er ihn nun mitnehmen wollte, sagte das weiße Männchen: „Nein, damit sollst du dich nicht beschweren, zieh nur ruhig heim, ich will ihn dir schon nachschicken." Das war der Königssohn zufrieden, nahm Abschied und zog wieder heim. Als er am Hofe seines Vaters ankam, waren die andern beiden Brüder auch schon da, und als sie nun sahen, daß er keinen Kahn mit sich brachte, riefen sie: „Wir wußten's ja gleich, du wirst den Kahn nicht bringen!" Der jüngste aber sagte: „Wartet nur ein wenig, der meine kommt nach," und wie er das noch sagte, kamen auch schon die Sklaven mit seinem Kahn daher, und das gab ein Glitzern und Blinkern in der Sonne, daß sich alle die Hand vor die Augen halten mußten. Da mußte denn der Vater wohl sagen, das des jüngsten Kahn der beste sei, denn an denen der beiden andern war doch hier und da ein Pflock oder Nagel zu sehen; aber das Königreich mochte er ihm doch nicht geben, sondern sagte, sie müßten noch eine Probe bestehn, wer ihm die feinste Stiege Leinwand brächte, der solle König sein. Da zogen sie alle drei wieder aus, und als sie in den Wald kamen, verließen die beiden älteren wieder den jüngsten und sagten: „Wo du den Kahn geholt, magst du auch die Stiege Leinwand holen!" und gingen davon. Als sie nun schon weit, weit fort waren, da kam das weiße Männchen wieder, und er teilte wieder sein Frühstück mit ihm, und es fragte ihn, wohin er wolle, und er erzählte ihm alles. Da nahm ihn das weiße Männchen wieder mit auf sein Schloß, und das weiße Kätzchen war auch wieder da, und sie aßen und tranken wieder, wie das erste Mal, und das weiße Kätzchen aß auch mit am Tisch und setzte sich neben den Königs-

sohn, und er streichelte ihm den Rücken, daß es einen Buckel machte und sich so recht an ihn drückte. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, sprang das Kätzchen fort, kam aber gleich wieder und brachte dem Königssohn eine Haselnuß, und das weiße Männchen sagte ihm, damit solle er nur heimgehn. Da zog er fort und kam wieder zu seinem Vater; die beiden anderen waren aber auch schon da und hatten jeder eine prächtige Stiege Leinwand gebracht; nun gab er seinem Vater die Haselnuß, und als er diese aufmachte, lag ein Gerstenkorn drin, und als er das öffnete, lag eine Stiege Leinwand drin, die glänzte wie Seide und war so fein, daß man die Fäden gar nicht sehen konnte. Aber der Vater mochte dem jüngsten doch das Reich noch nicht geben und sagte: „Aller guten Dinge sind drei, zieht noch einmal aus, und wer mir die schönste Prinzessin heimbringt, der soll das Reich haben." Denn er dachte, den Kahn und die Leinwand mag er wohl von einer Hexe bekommen haben, aber eine Prinzessin bringt er nimmermehr. Da zogen sie alle drei wieder aus, und es ging alles wie an den beiden vorigen Malen; als der jüngste Königssohn aber dem weißen Männchen seine Aufgabe gesagt hatte und mit ihm ins Schloß kam, da sagte dieses zu ihm: „Nun haue dem Kätzchen die vier Pfoten und den Kopf ab;" aber das wollte der Königssohn nicht und sagte, seinem lieben Kätzchen könne er nichts zu Leide tun; doch beruhigte ihn das weiße Männchen wieder und sagte, er solle es nur tun, es würde noch alles gut werden. Und da nahm er denn das Kätzchen, legte es auf einen Block und hieb ihm die eine Pfote ab; da gab es einen gewaltigen Donnerschlag, daß das Haus erbebte, und als er sich von seinem Schrecken erholt hatte und auf das Kätzchen blickte, da sah er statt der Pfote ein Menschenbein und merkte sogleich, daß es eine Verwünschung sei. Da hieb er schnell auch die anderen Pfoten und den Kopf ab, und da stand auf einmal die schönste Prinzessin von der Welt vor ihm und war erlöst, und das weiße Männchen, und alles was sonst noch im Schlosse verwünscht gewesen, war auch erlöst, und er heiratete die Prinzessin und zog heim zu seinem Vater und bekam nun zu dessen Königreich noch das seiner Braut hinzu.



Der weiße Schwan.

in Kaufmann hatte große Geschäfte und handelte in vielerlei Herren Länder, besonders nach Holland und nach der Türkei. Einst auf der Reise nach Holland kam er in ein Wirtshaus, das auf einer Insel stand, und sah da einen toten Kerl im Schornstein hängen. Er verwunderte sich und fragte den Wirt, was das bedeute. Der sagte ihm: Das sei da zu Lande Gebrauch. Wer nicht bezahlt habe, was er schuldig sei, der werde aufgehängt und nicht begraben. Wieviel der Mensch denn schuldig geblieben sei? Soundsoviel. Da gab der Kaufmann das Geld her und ließ den Leichnam begraben. Darauf setzte er sich zu Schiff und fuhr mit seinen Waren nach Konstantinopel. Da hatte er früher schon Handel getrieben; jetzt aber machte er noch größere Geschäfte.

Da nimmt sein Ansehen so zu, daß ihn der Kaiser rufen läßt, um ihn kennen zu lernen. Der Türke findet großen Gefallen an seinem Gespräch, läßt ihn einige Mal bei sich speisen und geht mit ihm im Garten spazieren. Da sieht der Kaufmann dreihundert Sklaven, die tun ihm so leid, daß er traurig wird und seufzt. Der Kaiser bemerkt das und fragt, was ihm wäre. Wenn er was auf dem Herzen hätte, solle er es nur dreist sagen. Da sagt der Kaufmann, er habe wohl eine große Bitte, wolle sie aber nur aussprechen, wenn ihm der Kaiser zuschwöre, daß sie ihm nicht versagt sein solle.



„Ich schwöre," sagt der Türk. Da fordert er die dreihundert Christensklaven. Der Kaiser hätte ihm aber lieber ich weiß nicht was gegeben. Aber weil er es ihm zugeschworen hatte, sagte er: „Christ, du begehrst viel, aber ich habe geschworen; nimm sie dir."

Als er nun nach Hause reist, läßt er die elendigen Leute nach und nach los; zuletzt bleiben noch drei Fräulein übrig: die halten sich bei ihm und sagen nicht, wo sie her seien. Da nimmt er sie mit in seine Heimat. Eine davon war ein artig jung Fräulein, die schien vornehmer als die beiden andern, die sie immer freiwillig bedienten. Er hatte das Mädchen schon auf der ganzen Reise im Auge gehabt und immer mehr Gefallen an ihr gefunden. Als er nun zu Hause ist, zeigt er ihr seinen Reichtum und fragt sie zuletzt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie sagt Ja, und die beiden heiraten sich. Nach einiger Zeit wollte er einmal wieder in Handelsgeschäften nach Holland: da bittet die junge Frau, er solle sie doch mitnehmen. „Nein, liebe Frau," sagt er, „bleib du hier: auf solch einer Reise kann allerhand vorfallen;

ich könnte dich verlieren, so gut als du schon einmal deinen Eltern verlustig gegangen bist." Da schickt sie sich in seinen Willen und gibt ihm eine Fahne mit: die solle er ihr zu Ehren auf seinem Schiffe aushängen lassen. Das tut er auch, ohne doch gewahr zu werden, was in der Fahne gestickt war. Als sein Schiff nach Holland kommt, geht der König an die See, um den fremden Schiffer zu bewillkommnen, und bemerkt gleich, daß in der Fahne seiner verlorenen Tochter Name und sein eigen Wappen steht. Er läßt den Schiffsherrn gefangen nehmen und sagt ihm, er käme nicht eher los, bis er ihm die Person brächte, von der die Fahne wäre. Da erzählt ihm der Kaufmann, die Fahne hätte er von seiner Frau bekommen, und schickt zwei Leute nach Deutschland, sie zu holen. Als sie ankommt, weist es sich bald aus, daß sie des Königs Tochter ist. Die war als Kind mit ihren Kammerfrauen geraubt und nach Konstantinopel gebracht worden. Der König hatte große Freude darüber, sein Kind noch am Leben zu sehen. Auch deuchte es ihn nicht unrecht, daß sie ihren Retter geheiratet hatte, sonderlich, als seine Tochter erzählte, eine Königin könnt' es nicht besser haben als sie, und ihr Mann wäre der beste Mensch von der Welt. Als nun der Kaufmann seine Geschäfte abgemacht hat, will er mit seiner Frau wieder heimfahren. Auch das läßt ihm der König zu.

Nun war aber ein General, der konnte es gar nicht ertragen, daß sein Herr die Prinzessin einem deutschen Kaufmann ließe: er hätte sie ihm gewiß nicht gegönnt. Da sagte er dem König, er möchte gern mit dem jungen Ehepaar nach Deutschland reisen und mit eigenen Augen sehen, ob das alles so wäre, wie sie erzählt hätten. Der König hatte nichts dawider und gab ihm Urlaub.

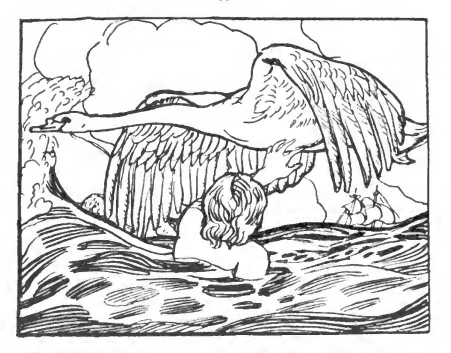
Als sie nun zu Schiffe stiegen, nahm der General — zur Sicherheit, wie er sagte, — noch zehn Soldaten mit. Sobald sie aber auf dem Wasser waren, gab der General den Soldaten tüchtig Wein zu trinken und versprach ihnen große Geschenke, wenn sie den Kaufmann nähmen und über Bord würfen. Das taten sie, und nun hieß es im Schiffe, der Kaufmann wäre verunglückt. Da wollte ihm die Prinzessin nachspringen und rief: „Da sie meinen lieben Mann verschlungen hat, so soll sie mich auch haben." Der General aber hielt sie fest und brachte sie wieder nach Holland.



Der Kaufmann, der ein gewandter Schwimmer war, schwamm wohl eine Strecke, konnte aber zuletzt nicht mehr. Als er nun sinken will, sieht er einen großen weißen Schwan vor sich, der läßt sich am Flügel fassen und bringt ihn auf eine Insel. Aber nun ist er auch gleich verschwunden. Während nun die junge Frau Tag und Nacht um ihren Mann weint, sitzt er auf der Insel, wo keine menschliche Seele ist, und betet alle Tage zu unserm lieben Herrgott, er solle ihm doch einen Erlöser schicken. Als ein ganzes Jahr verlaufen ist, sieht er eines Morgens einen Nachen herantreiben, darin sitzt ein kleines greises Männchen. Das kommt ans Land und stellt sich verwundert, daß es ihn so allein auf der Insel anträfe. Der Kaufmann erzählt ihm sein Schicksal. Da sagt das Männchen: „Was gebt ihr mir, wenn ich euch wieder zu eurer Frau bringe?" Da verspricht ihm der Kaufmann zu geben, was er und seine Frau im ersten Jahr gewännen. „Nein," sagt das Männchen, „ich will es nicht ganz, mit der Hälfte bin ich zufrieden." Darauf fährt es ihn glücklich nach Amsterdam, wo der König wohnte.

Als er dahin kommt, fragt er im Schlosse nach, ob sie keinen Diener brauchten. Ja, sagen sie, er könne nur bleiben. Da soll er einst der Prinzessin, seiner Frau, eine Tasse Tee bringen. Er nimmt die Tasse und läßt unbemerkt seinen goldenen Trauring hineinfallen. Als die Prinzessin ausgetrunken hat, findet sie den Ring am Boden und betrachtet ihn. Der Verstand steht ihr still, als sie sieht: es ist der Ring, den sie ihrem Manne gegeben hat. Sie schickt gleich ihre Kammerfrau hinunter und läßt den Diener verlangen, der den Tee gebracht hätte. Dieser kommt, und als sie ihn nun schärfer ansieht, erkennt sie ihren Mann und wird ohnmächtig vor Freude. Das gibt Aufsehen im Schlosse. Aber während die Kammerfrau dem Könige Bescheid sagen geht, ist die Prinzessin wieder zu sich gekommen, und die beiden Eheleute halten sich in den Armen.

Der Kaufmann erzählt nun dem König, wie es ihm ergangen ist. Da läßt der König alle Diener im Schlosse zusammenkommen und verbietet ihnen, von dem Vorgefallenen das Mindeste zu sagen. Am andern Tage ist auf dem Schloß ein großes Gastmahl, zu dem auch der General gebeten war. Der Kaufmann aber soll sich anfangs nicht sehen lassen. Als die Gäste alle an der Tafel sitzen, erzählt der König eine Geschichte, als wenn sie sich kürzlich in England zugetragen hätte.



„Ein königlicher Diener," sagt er, „hatte des Königs Eidam hinterrücks umgebracht und vorgegeben, er wäre verunglückt. Was ist solch ein Bösewicht wohl wert?" fragt er. — „Wenn ich König von England wäre," sagt der General, „ich ließe lange scharfe Nägel ringsherum in ein Faß schlagen und tät ihn hinein und ließe das Faß wälzen, bis er tot wäre." Da steht der König auf und sagt: „Du hast dein eigen Urteil gesprochen." Und in demselben Augenblick tritt der Kaufmann in den Saal ....

Die beiden Eheleute lebten nun wieder glücklich beisammen, und kein Jahr ist vorüber, so kriegen sie einen Erben, ein lieblich Söhnlein, fein wie ein gemaltes Bild. Einst an einem schönen Sommertage gehen sie zusammen aus, und die Magd trägt ihnen das Kind. Da kommt ihnen auf einmal ein kleines greises Männchen entgegen. Da fällt dem Kaufmann, der es sogleich erkennt, ein, was er gelobt hat. „Kennst du mich noch?" sagt der Kleine. „Gewiß," sagt der Kaufmann, „sollt' ich meinen Retter nicht kennen? Du kommst gewiß und

willst deinen Lohn haben? Ja, alles Geld und Gut sollst du haben, das wir in diesem Jahr gewonnen haben." — „Hast du denn nichts anderes gewonnen?" fragt das Männchen und weist zu gleicher Zeit mit dem Finger auf das Kind. Als er so spricht, steigt dem Kaufmann vor Schrecken das Haar zu Berge. Aber das Männchen nimmt ihm sogleich den Druck vom Herzen und sagt: „Sei getrost, ich verlange weder dein Geld ganz oder halb, noch dein Kind. Aber weißt du, wer ich bin? Ich bin der weiße Schwan, der dich aus der See ans Land gerettet hat. Ich bin aber auch der Geist des Mannes, den du aus dem Schornstein freigekauft und ehrlich begraben hast." So sprach das kleine greise Männchen und verschwand.

Die schlechten Kameraden.

Ein Schuster und ein Schneiderlein gingen mitsammen auf die Wanderschaft; sie gelobten einander treu beizustehn, zusammen zu halten in Freud und Leid, und was der eine hätte, müsse auch der andere haben. Sie fanden aber nirgendwo Arbeit, und da ihnen das Fechten nicht länger behagte, so nahmen sie Dienst unter den Soldaten. Es war nämlich schon seit langer Zeit Frieden und kein Krieg zu fürchten, da brauchten sie weiter keinen Mut zu haben.

Das Schneiderlein hatte flinkere Beine als der Schuster und kam viel schneller vorwärts; auch verstand es den Mund recht voll zu nehmen und machte viel Wesens von seiner Tapferkeit, wie es immer mutig zugestochen habe und wie es sein Eisen geführt, daß die Lappen gefallen seien und wie es stets kalten Blutes vorm Feuer gestanden. So wurde es bald Gefreiter, dann Unteroffizier und brachte es endlich selbst zum Feldwebel. Je höher es aber rückte, um so hochmütiger wurde es, und zuletzt kannte sein Stolz gar keine Grenzen mehr. Am meisten litt der arme Schuster darunter. Der Dienst wurde ihm endlich so verleidet, daß er eines Abends sein Bündel schnürte und weglief, als ob es hinter ihm brenne.

Gegen Mittag kam er in einen Wald, und da er des Weges nicht kundig war, verirrte er sich. Als er so dastand und nicht





wußte, wo aus noch wo ein, kam ein Jäger daher, der hatte sich gleichfalls verirrt und fragte ihn um den rechten Weg. „Den sage du mir," sprach der Schuster. „Zwei können mehr als einer ausrichten," erwiderte der Jäger, „drum laß uns zusammenhalten, dann kommen wir schon heraus." Das taten sie, aber es wurde Abend und finstre Nacht, und der Wald wollte immer noch kein Ende nehmen. Da stieg der Schuster auf einen hohen Eichbaum, schaute sich um und sah weit, weit ein Lichtchen. Frischen Mutes gingen sie in der Richtung fort und kamen an ein kleines Haus, darin saß eine alte Frau, welche Kartoffeln schälte und Suppe kochte. „Können wir hier die Nacht über bleiben?" fragte der Schuster. „Nein," sprach die alte Frau, „geht vielmehr so schnell ihr könnt weiter, denn ihr seid in eine Räuberhöhle geraten, und wenn die Räuber euch finden, seid ihr euren Kopf los. Nachts um zwölf Uhr kommen ihrer zwölf mit ihrem Hauptmann und Mittags um zwölf Uhr kommen zwölf andere mit ihrem Hauptmann zum Essen. Die ersten Zwölf müssen schon in der Nähe sein; sie setzen dem König nach, der sich im Walde verirrt hat, darum eilt und macht, daß ihr fortkommt, ehe sie euch treffen."

„Das macht nichts," sprach der Schuster, „ich will uns schon heraushelfen; sage uns nur, wie die Hauptleute heißen und was ihre Erkennungszeichen sind, und du, Kamerad, tu mir alles nach, wie ich es dir vormache." Da sagte die Frau ihnen alles, denn sie war den Räubern von Herzen feind und diente ihnen nur gezwungen.

Bald darauf gab es Lärm draußen, und der erste Hauptmann kam mit seinen zwölf Leuten. Der Schuster trat aber keck auf ihn zu und sprach: „Einen schönen Gruß von unserm Hauptmann, ihr solltet uns sagen, ob ihr den König gefangen hättet oder nicht; wir haben seine Spur ganz verloren." „Uns geht's nicht besser," antwortete der Hauptmann und sah den Schuster scharf an, „wir sind ihm wohl auf der Spur, aber vom Fangen war noch keine Rede. Setzt euch nun zu Tische und eßt mit, hernach sprechen wir weiter, und ihr könnt dann um so besser marschieren." Das taten die beiden, und der Jäger gab genau auf alles Acht, was der Schuster machte, und tat ebenso. Der legte aber Löffel und Gabel verkehrt, denn das war das Erkennungszeichen der andern Bande. „Jetzt sehe ich, daß ihr zu der Bande gehört," sagte der Hauptmann, „bisher konnte ich

es noch nicht glauben, denn du, Jäger, siehst gar nicht wie ein echter Räuber aus." Dann ging das Leben erst recht los, sie erzählten sich von ihren Taten, und der Schuster log ihnen den Buckel voll, mehr als ein Karrengaul ziehen kann; dazu wurde gegessen und getrunken, als sollte in acht Tagen kein Mittag mehr gehalten werden.

Nach dem Essen mußte jeder ein Kunststück machen. Als die Reihe an den Schuster kam, sprach er, jetzt wolle er ein Stückchen machen, daß alle ihre Freude daran haben sollten, und einen Kessel mit siedendem Öl austrinken. „Das ist unmöglich," riefen die Räuber. „Nun, ihr werdet schon sehen," sprach der Schuster, und die alte Frau setzte den größten Kessel aufs Feuer und goß ihn voll Öl. Als es nun recht wallte und Blasen warf, sprach er: „Setzt euch nun im Halbkreis um mich, damit ihr es gut sehet, und du, Kamerad, tritt hinter mich und mach den andern Platz." Jetzt holte er den Kessel vom Feuer, hob ihn zum Munde empor und rief: „Nun paßt auf!" Aber er hütete sich wohl, das Öl zu trinken, sondern schwenkte den Kessel im Kreise umher, daß das glühende Öl den Räubern in die Gesichter zischte, griff dann rasch nach seinem Schwert und schlug sie nieder, einen nach dem andern, ehe sie sich besinnen konnten.

Als der Schuster mit den Räubern fertig war, schaute er sich nach seinem Kameraden um, doch konnte er ihn lange nicht finden. Endlich zog er ihn unter einer Bank hervor, wohin er sich verkrochen hatte. „Du bist mir ein tapferer Held," sprach der Schuster, „der die Kourage malterweise verschlungen hat. Heraus jetzt, du siehst ja, daß die Arbeit getan ist, und hilf mir die Kerle fortschaffen, ehe die andern kommen, wenn dir dein Leben lieb ist." Da half der Jäger, aber er stellte sich schlecht an, man sah wohl, daß ihm die Arbeit nie sauer geworden war. Sie machten vor dem Räubernest ein großes Loch, warfen die ganze Bande hinein und stopften ihnen das Maul mit Erde. Die alte Frau aber reinigte derweil das Zimmer vom Öl und Blut und machte alles wieder in Ordnung; dann kochte sie das Essen für die zweite Bande.

Mittags um zwölf Uhr kam der Hauptmann mit seinen zwölf Spießgesellen an. Keck ging der Schuster auf sie zu und sprach: „Einen schönen Gruß von unserm Hauptmann, und er hätte den

König erwischt und käme um zwei Uhr mit ihm und unsern Leuten hierher; ihr solltet auf ihn warten." „Hat er ihn?" rief der Hauptmann. „Ärgert mich, daß ich ihn nicht fangen konnte, aber wir wollen doch lustig drauf essen und trinken. Setzt euch zu uns." Da setzten sich die beiden zu den Räubern und legten die Messer und Gabeln so, wie die erste Bande sie gelegt hatte. Sprach der Hauptmann: „Nun sehe ich erst, daß ihr zur Bande gehört, bisher traute ich euch nicht, besonders dir nicht, Jäger, denn du siehst aus, als könntest du keinen Floh knicken!" Der Schuster fiel ihm in die Rede und erzählte viel von Mordtaten und Räubereien, welche die andre Bande seit gestern begangen habe, so daß die Räuber den Jäger ganz vergaßen. Nach dem Essen machte jeder sein Stückchen, und der Schuster machte wieder seins mit dem siedenden Öl, und so vortrefflich, daß keiner von den Räubern sich beklagen konnte, er habe zu wenig bekommen. „Was könnt ihr mit euren verbrannten Köpfen noch machen," rief er dann und hieb sie ihnen ab. Von dem Jäger war wieder keine Spur zu sehn. Als er die alte Frau fragte, sprach sie, er sei auf den Boden gestiegen. Der Schuster stieg ihm nach und fand ihn in einem Bund Stroh versteckt. „Sind sie alle tot?" fragte der Jäger in großer Herzensangst. „Geh hinunter und frage sie selbst," sprach der Schuster. „Aber du bist ein rechter Zwiebelkopf, mich so im Stich zu lassen." Da kroch der Jäger hervor und freute sich mit dem Schuster und der alten Frau, daß alles so gut abgelaufen sei.

Als sie das Raubnest durchsuchten, fanden sie ungeheure Schätze von Gold, Silber und Edelgestein, Kleidern, Waffen und andern Dingen. Diese schenkten sie dem Kloster, das in der Nähe am Saume des Waldes lag, und die alte Frau folgte den Schätzen in das Kloster, denn sie wollte nichts mehr von der Welt wissen. Der Schuster nahm nur so viel Gold für sich, als in seine Taschen ging, der Jäger wollte aber nichts anrühren.

Jetzt gingen die beiden Gesellen weiter und kamen gegen Abend vor der Hauptstadt an. Da die Tore schon geschlossen waren, kehrten sie im nächsten Dorfe in einer kleinen Herberge ein. Als der Schuster am andern Morgen aufwachte und seinen Reisegefährten wecken wollte, war der durchgegangen und hatte nicht einmal seine Zeche

bezahlt. „Es ist gut, daß ich den Kerl los bin," dachte der Schuster, zahlte dem Wirt und ging rüstig weiter der Stadt zu.

Am Tore trat die Wache vor ihm ins Gewehr, und der Offizier rief: „Präsentiert's Gewehr!" „Der hat wohl frühe schon zu tief ins Glas geguckt," sprach der Schuster für sich und ging weiter auf das Schloß des Königs zu. Da sprang die Wache heraus, stellte sich in Reih' und Glied, und der Offizier kommandierte: „Präsentiert's Gewehr!" Er ging auf den Offizier zu und sprach verwundert: „Was macht ihr denn da für dummes Zeug, ich bin ja ein Schuster meines Handwerks und möchte gern wissen, ob ich beim König in Dienst treten kann." Ich will eure Exzellenz zu seiner Majestät führen," sprach der Offizier, und der Schuster schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und dachte: „Sind die Soldaten denn alle verrückt geworden?"

Der König war überaus gnädig gegen den Schuster, fragte ihn, wie er heiße, woher er komme und was er verstehe? Der Schuster erzählte alles aufs Haar. „Würdest du denn deinen Kameraden, den Jäger, wohl wiedererkennen, wenn du ihn sähest?" „Ei, den Burschen fände ich aus Hunderten heraus!" Da ging der König fort in ein anderes Zimmer, und über eine Weile kam der Jäger herein. „Ach da bist du ja, du Hasenfuß!" rief der Schuster; „du bist mir der rechte Vogel, aber ich habe dem König alles gesagt, und der wird dir einen tüchtigen Ausputzer geben." „Gemach, gemach, mein guter Freund," sagte der Jäger und knöpfte den Rock auf und zog die Mütze aus dem Gesicht; da sah der arme Schuster, daß es der König selber war. Vor Schrecken wäre er fast auf den Rücken gefallen, aber der König beruhigte ihn, verbot ihm etwas von der Sache zu erzählen und schickte ihn sogleich als Oberst zu dem Regiment, wobei das Schneiderlein Feldwebel war.

„Warte, Bürschlein, jetzt sollst du mir herhalten," dachte der Oberst, als er zuerst in seiner prächtigen Uniform mit dem Federhut vor die Front ritt und seinen alten Kameraden, den Schneider, erblickte. So oft jetzt exerciert wurde, hatte der Oberst etwas an dem Feldwebel auszusetzen. Bald war das Zeug nicht gut genug geputzt oder der Säbel nicht blank oder der Rock nicht rein, und dann regnete es Ehrentitel wie Fetthammel und Schmutzlappen und Faulpelz auf den Feldwebel von Morgens bis Abends. Das arme Schneiderlein konnte



nichts mehr recht machen, er mochte sich anstellen, wie er wollte, und war in heller Verzweiflung.

Nach einiger Zeit wurde es plötzlich vor den Obersten gerufen. Der fragte ihn: „Kennst du mich?" Der Feldwebel wußte nicht, was antworten, denn sagte er ja, dann log er, und es taugte nicht für ihn, sagte er nein, was die Wahrheit war, dann taugte es ebensowenig. Endlich entschloß er sich frisch heraus die Wahrheit zu sagen, weil dies doch das beste sei, und sprach: „Nein." „Dann will ich dir sagen, wer ich bin," sprach der Oberst, „ich bin dein alter Kamerad, der Schuster. Ich denke, du wirst jetzt klüger geworden sein und deinen Hochmut und deine Prahlerei lassen. Weil du aber so viel hast ausstehen müssen, so ernenne ich dich zum Oberfeldwebel."

Seitdem sprach das Schneiderlein nie wieder von seinem Mut, brachte es auch nicht weiter. Der Schuster aber starb als Generalfeldmarschall.

Die versteckte Königstochter.

Es war einmal ein junger Kaufmannssohn, den schickte sein Vater aus dem Hause, weil er zum Geschäft nichts taugte und den ganzen Tag immer nur geigen wollte. Als der Junge nun wegzog, sah er auf der Gasse einen Knaben, der mit zwei Hölzchen immer geigte. Das gefiel ihm. „Willst du vielleicht auch geigen lernen?" „O ja!" sprach der Knabe, „wenn nur jemand mich lehrte!" „So komme mit mir!" sprach der Kaufmannssohn, „ich will dich lehren!" und so tat er's auch. Beide gingen nun in die Welt und ergeigten sich ihr Brot. Auf der Straße aber trafen sie einmal einen Mann mit einem Bären. Der Kaufmannssohn gab ihm all sein Geld für den Bären. Da sagte sein Schüler: „Warum hast du das getan, wovon sollen wir jetzt leben?" „Warte nur, wir wollen geigen, und der Bär soll tanzen; so bekommen wir schon wieder Geld!" Als aber der Bär nicht recht tanzen wollte, schlug ihn der Kaufmannssohn tot und ließ sich selbst in die Haut nähen und zwar so, daß man ihn für einen rechten Bären halten sollte. Darauf kamen sie auch in die Residenz; der Schüler geigte, und der Kaufmannssohn als Bär tanzte, und zwar so

schön und künstlich, daß alle Leute herbeikamen und zusahen. Und wenn der Fiedler falsch griff und schlecht geigte, schlug ihn der Bär; denn er konnte ja selbst besser geigen, da er den Knaben gelehrt hatte; allein das wußten die Leute nicht; sie glaubten, es sei ein rechter Bär, und deshalb lachten sie dann so sehr, wenn er das Geigen besser verstehen wollte.

Nun bekam auch der König Kunde davon und ließ beide vor sich kommen und den Knaben geigen und den Bären tanzen; da mußte er über die lustige Gestalt des Bären auch lachen. Er hatte aber auch eine sehr schöne Tochter, die war nun groß, und er wollte sie niemandem zum Weibe geben, damit er selbst sich immerfort an ihrer Schönheit erfreue. Er hatte sie aber in einen Berg versteckt, wo außer ihm und einem treuen Diener keine Seele den Zugang wußte; und er hatte ausschreiben lassen, wer sich um seine Tochter bewerbe, müsse sie suchen, und wer es dann unternähme und fände sie nicht, der verliere sein Leben. Dadurch hatte er gehofft, alle Freier abzuschrecken; allein es hatten doch einige Königssöhne das Wagstück unternommen, aber alle ihren Tod gefunden; jetzt kam lange keiner mehr, und das war dem König recht. Nun, da er den drolligen Bären gesehen, dachte er bei sich: „Deine Tochter hat so wenig Freude im Berge, du mußt ihr doch auch einmal ein Vergnügen gönnen!" und er ließ durch seinen treuen Diener den Bären zu ihr hingeleiten. Es führten aber dahin drei Türen. Zu der ersten fand sich der Schlüssel unter einem Felsstein; der Diener nahm ihn und sperrte auf; vor der zweiten aber stand ein alter Jude mit einem langen Bart; der Diener zupfte ihn am Bart, und es fiel daraus der Schlüssel zur Türe. Darauf kamen sie an die dritte; hier hielt ein wilder Löwe Wache; der Diener zupfte ihn an den Mähnen, und der Schlüssel zur Türe fiel herunter; er öffnete und führte den Bären hinein. Die Königstochter saß eben in Gedanken, sang vor sich hin und spielte die Zither. Als der Bär die Musik hörte, fing er sogleich an zu tanzen, und die Königstochter mußte über die Maßen lachen, und der Bär machte ihr so viel Spaß, daß sie ihren Vater bitten ließ, er möge ihn längere Zeit bei ihr lassen. Kaum war der getreue Diener fort, so fing auf einmal der Bär an zu reden und sprach: „O schöne Königstochter, ich bin kein Bär, sondern ein Mensch wie du und ein junger Kaufmannssohn;



komme nur und schnüre mir das Gesicht auf, so wirst du es sehen!" Da pochte der Königstochter das Herz vor Freude, denn sie hatte außer ihrem alten Vater und dem alten Diener lange keinen Menschen gesehen. Sie schnürte ihn schnell auf und sah den schönen Jungen, und weil er ihr gefiel, so schnürte sie schnell wieder zu, noch ehe der Diener kommen konnte, und sagte ihm, wie er sie von ihrem grausamen Vater erwerben könne. Er wußte aber schon alles. Als der Diener zurückkam und die Erlaubnis brachte, daß der Bär noch länger da bleiben könne, sagte die Königstochter: „Führe ihn nur gleich hinaus, ich bin seiner schon satt!"

Kaum war der Bär draußen dem Geiger übergeben worden, so zogen beide in den Wald; der Kaufmannssohn legte das Bärenfell ab und zog schöne Kleider an, ging darauf am andern Morgen in die Stadt und meldete sich beim König, er wolle seine Tochter suchen. Der König lachte und sprach: „Wenn du ein Narr sein und dein Leben verlieren willst, meinetwegen!" Es war aber die zwölfte Stunde

Mittags bestimmt, bis zu der er sie finden sollte; sonst koste es sein Leben. Der Junge war lustig und guter Dinge, nahm seine Büchse und ging auf die Jagd, um sich die Zeit zu vertreiben. Da sah er ein Wildschwein und wollte gleich schießen. Da rief es: „Lasse das gut sein; ich will dir dafür einmal beistehen! Nimm hier diese Borste, und wenn du in Not bist, so drehe sie nur, und gleich bin ich da!" Er setzte ab, nahm die Borste und ging weiter. Nun sah er bald einen Adler, der fraß an einem Hasen, gleich zielte er und wollte losdrücken; da rief der Adler: „Lasse das gut sein; ich will dir dafür helfen! Nimm hier diese Feder, und wenn du in Not bist, so drehe sie, und gleich bin ich bei dir!" Er setzte ab, nahm die Feder und ging seines Weges. Auf einmal sah er den Tod, der lag nahe an einem tiefen Abgrunde und schlief. „Ha!" dachte er, „der Menschenverderber soll endlich doch mein Blei schmecken!" Er legte an und wollte losdrücken; indem erwachte der Tod und sah die Gefahr, in der er schwebte. „Um des Himmels willen schieße nicht, welch ein Unglück würde es sein auf Erden, wenn ich nicht mehr wäre! Siehe aber, ich will dir's vergelten; nimm hier diesen Knochen, und wenn du in Not bist, so drehe ihn einmal, und gleich bin ich da!" Er setzte ab, nahm den Knochen und ging. Er sah nach der Zeit, da fehlte nur eine halbe Stunde noch; da eilte er schnell zu dem Berg. Er holte den Schlüssel zur ersten Türe gleich unter dem Felsstein hervor und öffnete; er zupfte den Juden am Bart und schloß die zweite Türe auf; er schüttelte dem Löwen die Mähnen und nahm den dritten Schlüssel und kam zur Königstochter, die schon lange auf ihn gewartet hatte. Er nahm sie züchtig bei der Hand und führte sie zu ihrem Vater und sprach: „Das Meinige habe ich getan, jetzt ist es an Euch, Herr König, zu erfüllen, was ihr versprochen habt!" Aber der Alte wollte seine Tochter nicht verlieren und sagte daher zum Kaufmannssohn ganz zornig: „Noch nicht! Erst mußt du ein Zimmer voll verschimmelten Brotes in einer Nacht aufessen, wenn du meine Tochter haben willst!" Der Kaufmannssohn wußte sich lange nicht zu helfen; er nahm die Borste und drehte. Alsbald war das Wildschwein da und eine ganze Menge anderer Schweine, und das Brot war auf einmal fort und auch der Boden noch geleckt. Am andern Morgen verwunderte sich der König sehr, daß dem Jungen auch dies gelungen war; aber voll

Ärger rief er: „Noch bekommst du sie nicht; erst mußt du ein Zimmer voll Erbsen in einer Nacht auflesen, daß nicht eine einzige dableibt!" In der Nacht nahm der Junge gleich die Feder hervor und drehte; sogleich war der Adler da und brachte alle Vögel mit, und in einem Augenblick war keine einzige Erbse zu sehen. Als am folgenden Morgen der alte König sah, daß auch diese Aufgabe vollführt war, stieg sein Zorn auf das höchste, und er rief: „Nein, ich gebe sie dir noch nicht, nie und nimmermehr!" Da nahm der Kaufmannssohn den Knochen hervor und drehte. Alsbald kam der Tod und schleppte den alten König fort.

Die Königstochter aber reichte dem Jungen die Hand, und sie hielten eine fröhliche Hochzeit. Der Kaufmannssohn wurde nun König und wollte seinen Geiger zum Minister machen, aber dem gefiel das nicht; er ließ sich nur viel Geld geben und zog damit in ein anderes Land und wurde da ein reicher Mann.

Vom Nasenabschneiden.

In einem Dorfe lebte einmal ein Mann, der drei Söhne hatte. Als sie erwachsen und zur Arbeit tüchtig waren, schickte sie der Vater fort, um Arbeit zu suchen. Die zwei jüngsten Brüder wurden am Hofe eines Edelmannes aufgenommen. Der älteste aber, der Michel hieß, ging weiter. Da kam er eines Tages in ein Dorf und setzte sich vor das Haus eines reichen Bauern. „Was willst du da?" fragte ihn der Bauer, der eben aus der Tür trat. „Ich suche Arbeit. Wollet ihr mich aufnehmen, so bleibe ich gern bei euch, und ihr sollt mit meiner Arbeit zufrieden sein." „Ich nehme dich gern auf," entgegnete der Bauer, „ich brauche einen Knecht, denn der Arbeit gibt es bei mir genug." Bei diesen Worten faßte er die Hand Michels und führte ihn in das Haus. Hier unterhandelte er mit ihm um den Lohn, den er ihm geben müsse. Nachdem beide handeleins geworden waren, sagte der Bauer: „Noch etwas, Michel! Böse darfst du über nichts werden, was dir in meinem Hause auch immer widerfahren mag. Es wäre zu deinem Schaden, denn ich schnitte dir die Nase kurz weg.

Du wirst sehen, daß auch ich über nichts böse werde, du magst beginnen, was du willst. Du darfst auch mir die Nase abschneiden, sobald du merkst, daß ich zornig werde."

Michel versprach, sich das gesagt sein zu lassen, dann ging er zur Ruhe, um des andern Tages gestärkt die Arbeit zu beginnen.

Der Morgen brach an, und Michel sollte den Acker pflügen. Er spannte die Pferde an den Pflug und fragte dann, wo der Acker sei, den er umbrechen solle. „Mein Hund wird dich schon zu meinem Acker führen," antwortete der Bauer; „das ist mein Acker, auf den sich der Hund zuerst niedersetzt; den ackere!" Michel fuhr auf das Feld. Nicht weit vom Dorfe setzte sich der Hund auf einen Acker. Rasch ging der Knecht an die Arbeit. Um die zwölfte Stunde kam der Bauer auf das Feld, um zu sehen, was gearbeitet worden sei. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er sah, daß Michel einen fremden Acker pflüge. „Was machst du denn da? Das ist ja nicht mein Acker." „Zum Teufel," entgegnete Michel voll Zorn, „euer Hund setzte sich zuerst auf diesen Acker." Fluchend sprang der Knecht umher. Da griff der Bauer in die Tasche, zog ein scharfes Messer hervor und schnitt ihm die Nase weg.

So verstümmelt kehrte Michel nach Hause zurück. Verwundert fragten ihn die Brüder, wie ihm das geschehen sei. Michel erzählte ihnen seine Erlebnisse. Wart', dachte sich der jüngere Bruder, dir will ich zeigen, wie das Nasenabschneiden kitzelt! Er ließ sich erklären, wo jener Bauer hause, ging dann hin und nahm Dienste, doch leider war er unvorsichtig, ärgerte sich, fluchte und verlor die Nase. „Ihr Giftbeutel!" rief der jüngste Bruder aus; „könnt ihr eure Zungen nicht im Zaum halten? Jetzt will ich hingehen und diesem Bauer dienen." Er ging und nahm unter denselben Bedingungen wie seine Brüder Dienst.

Eines Morgens schickte ihn der Bauer ins Feld, einen Acker zu pflügen, und auf die Frage, wo dieses Grundstück sei, erhielt er die nämliche Antwort wie einst seine Brüder.

Sepp, so hieß der dritte und jüngste der Brüder, fuhr ins Feld. Kaum war er mit dem Hunde außerhalb des Dorfes, so erblickte dieser einen Hasen, den er jagte, was das Zeug hielt. So schön! was soll ich jetzt tun? dachte Sepp; dem Hunde nachlaufen? das wäre ungeschickt; ich warte, bis das Vieh wieder zurückkommt. Nach einer geraumen Weile kam der Hund ganz ermüdet und ohne den Hasen zurück

und setzte sich neben Sepp auf den Acker hin. Ah, das ist der Acker, den ich pflügen soll, sagte Sepp zu sich selbst und machte sich an die Arbeit.

Als die Mittagsstunde gekommen war, hatte er großen Hunger. Vergebens erwartete er sein Mittagsmahl. Erst um die dritte Stunde sah er die Köchin, wie sie auf ihn zukam und einen großen Korb am Arme trug. Das soll mir schmecken, dachte Sepp bei sich; und kaum hatte die Köchin das Essen niedergestellt, so faßte er schon den großen Laib Brot, aber, o weh! der Laib war hohl; dann deckte er den Topf ab, wobei seine Betrübnis noch größer wurde, als er sah, daß sich darin weder ein Löffel Suppe noch ein Bissen Fleisch fand. „Ist schon gut," sagte er hierauf zur Köchin, „du kannst gehen."

Um sechs Uhr abends fuhr er mit seinem Pfluge heim. Als er am Bauernhofe ankam, fand er Tür und Tor verschlossen; er läutete mit aller Kraft an der Glocke, daß man meinte, diese müsse in Stücke zerbrechen, aber umsonst, niemand öffnete. „Ha ha! Du willst meine Nase, ich merk' es wohl. Ich will aber die deinige." Und er fing aufs neue am Glockenzuge zu zerren an, daß sich das Geflügel im Hofe vor Furcht und Schrecken auf und davon machte, doch das Tor blieb verschlossen. Sepp ergreift nun das Pflugmesser, schlägt die Pferde tot und wirft sie samt dem Pfluge auf den Düngerhaufen. Da fing der Hund zu bellen und zu heulen an, so daß der Bauer eiligst herbeikam, um zu sehen, weshalb denn das Tier so lärme. „Bist du schon fertig mit deiner Arbeit?" fragte der Bauer. „Nein," entgegnete Sepp; „die Arbeit freute mich nicht mehr." „Wo hast du die Rosse und den Pflug?" — „Da liegt alles," erwiederte Sepp und wies auf den Düngerhaufen. Der Bauer nahm sich zusammen, verbarg seinen Zorn und Ärger, denn die Nase war ihm lieber als Pflug und Pferde. Um sich aber zu rächen, rief er Sepp zu sich und befahl ihm, den Weg zwischen dem Hause und der Kirche binnen 24 Stunden weich auszupolstern; könne er das nicht, so sei's um seinen Kopf geschehen. Traurig verließ Joseph das Gemach und wußte nicht, was er anfangen sollte. Er dachte hin und her, was da zu tun sei, und weil er ein kluger Kopf war, so kam er endlich auf den Gedanken, er könne ja die Schafe und Ziegen seines Herrn töten und mit den Fellen der Tiere den Weg so herstellen, wie es sein Herr wünsche. Rasch ging er an die Arbeit, tötete die Schafe und Ziegen, zog den Tieren die



Felle ab, belegte damit den Weg vom Hause zur Kirche, und als das geschehen war, meldete er dem Herrn: „Der Weg ist gepolstert!" „He! He!" rief der Bauer, „noch etwas Sepp! Du mußt auch den Weg gut beleuchten!" „Schon gut," entgegnete der Knecht und ging gerades Wegs in die Scheuer, zündete die Schober an, lief zum Herrn und mahnte, es sei Zeit, in die Kirche zu gehen. Als der Bauer die brennende Scheuer und die Felle seiner Schafe und Ziegen erblickte, fiel er in Ohnmacht. „Sepp, was hast du getan?" „Was du befohlen hast," antwortete der Gefragte; „weich gepolstert ist der Weg von hier zur Kirche, hell genug brennt das Licht, und so glaube ich, du wirst dich zur Kirche finden."

Auch diesmal tat der Bauer so, als zürne er nicht, und so behielten beide ihre Nasen. Aber im Innern war der Herr sehr auf-

gebracht und seinem Knechte gram, daher faßte er den Entschluß Sepp zu töten.

„Weib," hörte einmal der Knecht den Herrn sprechen, „wir müssen den Sepp töten, sonst richtet er uns noch mehr Schaden an. Höre daher meine Meinung; wir gehen morgen Abend samt dem Knechte zu unserem Teiche, wo es still und heimlich ist, und legen uns alle drei schlafen. Um Mitternacht, wenn es stockfinster ist und Sepp fest schläft, werfen wir ihn in das Wasser und sind dann den Unhold los."

Diesem Vorschlage stimmte die Bäuerin zu.

Schon gut! Schon gut! dachte Sepp, der Horcher.

Der Abend kam; Bauer, Bäuerin und Knecht begaben sich an den Teich und legten sich nieder, um zu schlafen. Der Bauer und sein Weib schliefen auch sehr bald ein. Ihr Schlaf war fest und tief. Sepp blieb wach und beobachtete den Schläfer und die Schläferin. Letztere hatte nämlich die Gewohnheit, im Schlafe mit der rechten Hand in einem fort an die Brust zu schlagen; deshalb erhob sich Sepp, schlang ein Band um den Arm der Bäuerin, der sich fortwährend bewegte, und band ihn vorsichtig, daß die Bäuerin nicht erwachte, ihr an die Seite, legte sich dann wieder nieder und schlug nun selbst mit seinem rechten Arm, gerade so wie es früher die Bäuerin gemacht hatte, fortwährend an seine Brust.

Um Mitternacht erwachte der Bauer. Kein Stern glänzte, rabenschwarz war die Nacht. Der Bauer lauschte, ob alles schliefe; er vernahm nichts als den fortwährenden Schlag an die Brust; da stand er auf, ging leise auf den Knecht zu, denn aus dem beständigen an die Brust schlagen vermutete er, das sei sein Weib, und so weckte er den Knecht und flüsterte ihm zu: „Es ist Zeit, werfen wir Sepp ins Wasser." Schnell war dieser auf den Beinen, und auf eins, zwei, drei lag die Bäuerin im Wasser. „Tot ist der Schelm," sagte der Bauer. „Wer ist tot?" schrie Sepp; „ich bin hier!" Jetzt war es aus und geschehen!

„Himmeltausend Sakrament! Kreuzdonnerwetter! Hol' dich der Teufel, du verfluchter Sepp!" polterte der Bauer, und er hätte in seinem Grimme noch lange gescholten und geschimpft, hätte ihm Sepp nicht flugs die kupfrige Nase abgeschnitten. Sepp warf die Nase ins Wasser und verließ für immer das Haus des Bauern.

Der goldne Vogel.



s war einmal ein König, der baute eine so schöne Kirche, daß weit und breit keine schönere zu finden war. Da kam eines Tages ein Wandersmann aus weiter Ferne, der staunte lange über die schöne Kirche; der König ging zu ihm und fragte, wie sie ihm gefalle. Der Wandersmann sprach: „Es ist die schönste Kirche, die ich gesehen habe, und es fehlt auch nichts darin als eins, das ist der goldne Vogel, dem Perlen aus dem Munde fallen, wann er singt!" Da fragte der König, wo der zu finden wäre. „Das weiß ich nicht," sprach der Wandersmann, „ich habe aber von ihm gehört!" Der König hatte nun keine Ruhe und dachte immer nur daran, wie er den goldnen Vogel bekommen könnte. Da kam der älteste von seinen drei Söhnen eines Tages zu ihm und sagte: „Vater, ich will ausziehen und den goldnen Vogel suchen." Der König war froh, gab ihm das beste Pferd und ließ ihn ziehen; er kam bald in ein Gehölz und machte sich ein Feuer an. Da lief ein Fuchs herzu und jammerte:

„Ach wie friere ich!"
„So mache dir Feuer und wärme dich!"

sprach der Königssohn und nahm sein Essen hervor. Der Fuchs rief wieder:

„Ach wie hungert mich!"
„So suche dir was und sättige dich!"

sprach der Königssohn, und der Fuchs lief fort. Der Königssohn stand auf, ging weiter, verzehrte all sein Reisegut, geriet in schlechte Gesellschaft, verkaufte sein Roß, machte Schulden und verdingte sich als Knecht in ein Wirtshaus.



Nach einiger Zeit machte sich auch der zweite Königssohn auf den Weg, den goldnen Vogel zu suchen. Sein Vater gab ihm auch ein stattliches Roß und sackte ihm wohl ein; es ging ihm aber grade so, wie seinem ältern Bruder. Als er sich im Walde Feuer machte, kam der Fuchs auch und jammerte:

„Ach wie friere ich; ach wie hungert mich!"
„So mache dir Feuer und wärme dich; so suche dir was und sättige dich!"

sagte der Königssohn. Dann zog er weiter, geriet in schlechte Gesellschaft, brachte sich um sein Geld, verkaufte sein Roß, machte Schulden und mußte sich als Kellner in ein Wirtshaus verdingen.

Da kam auch der Jüngste vor den König und sprach: „Vater, ich will ausziehen und den Vogel suchen!" „Wo denkst du hin; wenn deine Brüder nichts ausgerichtet haben, wirst du am wenigsten etwas ausrichten." Der Sohn ließ aber nicht nach zu

bitten, und so ließ ihn der König endlich ziehen; er gab ihm aber ein schlechtes Roß und nur wenig Geld, denn er dachte: „Das ist ja doch alles verloren!" Der Knabe ritt fort; allein sein Pferd sank schon außerhalb der Stadt zusammen. Er ging jetzt zu Fuß, kam in den Wald und machte sich Feuer. Da erschien der Fuchs und rief:

„Ach wie friere ich!"
„So komm' und wärme dich!"

Als der Junge sein Essen hervornahm, jammerte der Fuchs:

„Ach wie hungert mich!"
„So komme her und sättige dich!"

sprach der Junge mitleidig. Der Fuchs kam zum Feuer, aß mit und schlief dann bis zum Morgen neben dem Jungen. Als dieser erwachte und fortgehen wollte, sagte der Fuchs: „Deine Brüder haben sich meiner nicht erbarmt, und so haben sie auch den goldnen Vogel nicht erwerben können; weil du aber gegen mich so mitleidig warst, will ich dir guten Rat geben und beistehen. Gehe nur fort durch diesen Wald, der ist noch sieben Tage lang, dann kommst du auf eine große Wiese; am Ende der Wiese ist ein großes Schloß, dort gehe hinein, und du wirst sehen, was du zu tun hast." Zuletzt gab er ihm noch eine silberne Flöte und sprach: „Wenn du in der höchsten Not bist und dir nicht helfen kannst, so blase darauf, und ich will kommen und dir beistehen!" Damit lief der Fuchs fort in den Wald; der Knabe aber ging weiter des Weges.

Nach sieben Tagen kam er auf die Wiese und sah das Schloß; er eilte nun dahin und ging getrost hinein; da war eine schöne Jungfrau, sie weinte, als sie ihn sah und sprach: „Wie kommst du hieher, mein Herr ist ein sechshäuptiger Drache, er wird dich umbringen!" „Ich fürchte mich nicht und will mit ihm kämpfen!" Es hing aber ein großes Schwert an der Wand, das nahm er gleich und übte sich damit. Auf einmal kam der Drache und schnaubte Feuer; der Junge schwang rasch das Schwert und hieb ihm alle sechs Häupter auf einmal ab. Nun war die Jungfrau sehr froh, brachte gleich zu essen und wünschte, er solle bei ihr bleiben; er aber sagte, das könne nicht geschehen, er müsse den goldnen Vogel suchen; ob sie nicht Bescheid wisse? „Davon weiß ich nichts," sprach sie, „gehe aber nur zu jenem

Schlosse hinüber; da wohnt meine jüngere Schwester, vielleicht kann die etwas sagen." Sie gab ihm noch einen kupfernen Apfel und sprach: „Wenn du daran drehst, so fliege ich zu dir!"

Als der junge Königssohn zum zweiten Schlosse kam, war hier wieder eine schöne Jungfrau, und sie weinte, als sie den Jungen sah. „Wehe dir, mein Herr ist ein neunhäuptiger Drache, wenn er heimkehrt, wird er dich umbringen!" „Ich fürchte mich nicht und will mit ihm kämpfen!" Da nahm er das Schwert, das an der Wand hing, schwang es in der Luft und übte sich; auf einmal kam der Drache wie ein Gewitter herbeigefahren und schnaubte Feuer. Der Junge hob sein Schwert und schlug ihm auf einmal alle neun Häupter ab. Die Jungfrau war sehr froh, brachte gleich Essen und wünschte, der junge Königssohn solle immer bei ihr bleiben. Er aber sprach: „Das geht nicht, ich muß den goldnen Vogel suchen, kannst du mir sagen, wo er zu finden ist?" „So gehe zu meiner jüngsten Schwester, die wohnt dort in jenem Schlosse, die wird dir dazu verhelfen!" Sie gab ihm aber eine silberne Birne und sprach: „Wenn du sie drehst, so fliege ich zu dir!"

Als der Junge in das dritte Schloß kam, war da eine wunderschöne Jungfrau; sie weinte, wie sie ihn sah, und sprach: „Wie kommst du hieher? Mein Herr ist ein zwölfhäuptiger Drache, er wird dich umbringen, wenn er heimkehrt." „Ich fürchte mich nicht," sprach der Junge, „zwei Drachen habe ich schon umgebracht, mit diesem werde ich wohl auch fertig werden." Er nahm das Schwert, das an der Wand hing, schwang es in der Luft und übte sich; auf einmal kam der Drache wie Donner und Sturm herein gefahren. Der Junge schwang das Schwert und schlug ihm elf Häupter auf einmal ab; bis er aber das zwölfte abschlug, waren die elf andern wieder gewachsen, und bis er die elf zum zweitenmale abhieb, hatte der Drache das zwölfte wieder. Erst als die Sonne unterging, gelang es ihm, die zwölf Häupter auf einmal abzuschlagen. Nun, wer sich am meisten freute, war die Jungfrau; sie brachte gleich zu essen und wünschte, der junge Königssohn solle immer bei ihr bleiben. „Das will ich gerne tun, aber zuvor muß ich den goldnen Vogel haben und zu meinem Vater nach Hause führen; weißt du, wo der zu finden ist?" „Das weiß ich freilich wohl, alle Jahre kommt er einmal auf diesen Baum

vor dem Fenster und singt, aber nur einmal, am Neujahrsmorgen, ehe die Sonne aufgeht; ich gebe dir ihn, denn er ist mein, warte nur, bis er kommt." Das ließ sich der Königssohn gerne gefallen; aber die Jungfrau hatte den Knaben so lieb, daß sie ihn nicht gerne von sich lassen wollte.

Als daher der Neujahrsmorgen da war, stopfte sie ihm die Ohren zu, und als der goldne Vogel kam und sang, hörte er nichts; die Sonne ging auf, und der Vogel war fort. „Wo ist der Vogel? Er kommt nicht," rief der Junge traurig, wie er erwachte. „Er war schon da und hat gesungen, siehe da das Wahrzeichen, die Perlen unter dem Baume; jetzt, da du verschlafen hast, mußt du noch ein Jahr warten." Was sollte er tun, er mußte bleiben, aber er war gar nicht mehr fröhlich, wie zuvor. Als nun die Jungfrau sah, wie er sich grämte, daß er nicht heimkehren konnte, so wollte sie ihn nicht länger zurückhalten. Am Neujahrsmorgen weckte sie selbst ihn auf. Der Vogel kam, setzte sich auf den Baum und sang, und ringsum lag alles voll Perlen. Darauf lockte sie den Vogel auf ihre Hand, sperrte ihn in einen goldnen Käfig und überreichte ihn dem Königssohn. Damit er aber schnell nach Hause komme, gab sie ihm ein Pferd, das hatte sechs Füße, und darauf sollte niemand reiten können, als er; zuletzt schenkte sie ihm noch eine goldne Pflaume und sprach: „Wenn du sie drehst, so fliege ich zu dir."

Er zog nun auf seinem Pferde, wie im Fluge heimwärts. Abends gelangte er zu einem Wirtshaus, und da war gerade sein älterer Bruder Kellner und sah schlecht aus. Er erkannte ihn gleich und erzählte ihm, wie er den goldnen Vogel erworben habe und jetzt heimführe; und er solle auch mit ihm nach Hause gehen. „Das möchte ich gern," sprach sein Bruder, „aber ich bin viel schuldig." „Ich will für dich zahlen," sagte der Junge und kaufte ihm auch ein Pferd, und sie ritten nun mit einander weiter, und am nächsten Abend kehrten sie auch in ein Wirtshaus. Hier war der älteste der Brüder Stallknecht und empfing gerade eine Tracht Schläge, als sie einzogen. Da erkannten sie ihren Bruder, und der Jüngste sprach: „Komme mit uns nach Hause; ich führe den goldnen Vogel heim." „Das möchte ich gerne, aber mein Herr will, daß ich ihm drei Pferde, die ich ihm zu Grunde gerichtet habe, noch abdiene." „Überlasse das mir; ich will

sie bezahlen!" sagte der Jüngste. Am andern Morgen bezahlte dieser den Herrn seines Bruders, kaufte ihm auch ein Pferd, und jetzt ritten sie alle drei zusammen fort. Als sie so ritten, sprach der Jüngste: „Unser Vater hat auf euch so große Stücke gehalten, und nun wird er doch sehen, daß ich den goldnen Vogel bringe!" Da wurden jene zornig und beredeten sich unter einander, ihren Bruder zu töten. Wie er in der Nacht schlief, stachen sie ihm die Augen aus, hieben ihm Arme und Füße ab und warfen ihn in einen tiefen Brunnen. Sie nahmen dann sein schönes Roß und den Käfig mit dem goldnen Vogel, eilten zu ihrem Vater, hielten einen großen Aufzug und sprachen: „Siehe, mit vieler Arbeit und Gefahr ist es uns gelungen, ihn zu bekommen!" Da freute sich der Vater und ließ den Käfig gleich in der Kirche auf den Altar stellen. Aber der Vogel ließ die Flügel traurig hängen und sang nicht, und das schöne sechsfüßige Roß ließ niemanden in seine Nähe und noch weniger auf seinen Rücken kommen.

Der Verstümmelte aber lag im Brunnen und wußte sich nicht zu helfen. Da kam ihm zufällig der kupferne Apfel, der aus seiner Tasche gefallen war, an den Mund und drehte sich. Gleich flog die älteste der geretteten Jungfrauen in einem kupfernen Mantel herbei und fragte, was er schaffe. „Sieh' mich an!" sprach er. „Morgentau ist gut für abgehauene Füße," rief sie und flog fort, brachte davon und bestrich ihn; gleich waren seine Füße frisch und gesund. Die Jungfrau war wieder fort. Nun trat er auf die silberne Birne, die war auch aus seiner Tasche herausgefallen und drehte sich. Gleich flog die zweite gerettete Jungfrau in einem silbernen Mantel herzu und fragte, was es gebe. „Sieh' mich an!" sprach er. „Morgentau ist gut für abgehauene Arme," flog fort, brachte davon, bestrich ihn, und alsbald hatte er frische und gesunde Arme und Hände. Die Jungfrau war aber sogleich fort. Nun griff er in seine Tasche und nahm die goldne Pflaume hervor und drehte sie. Sogleich flog die jüngste der erretteten Jungfrauen im goldenen Mantel herbei und fragte, was es gebe. „Du siehst es!" „Morgentau ist gut für fehlende Augen," sprach sie und flog fort, brachte davon, bestrich die Augenhöhlen, und gleich hatte er frische und gesunde Augen und sah die Jungfrau in ihrer vollen Schönheit vor sich. Ehe er sich aber bedachte, sie zu fassen, war sie fort. Nun sah er erst, wo er war. Wie sollte er aus dem

tiefen Brunnen herauskommen? Da gewann er aus seiner Tasche die silberne Flöte, die ihm der Fuchs gegeben, und blies darauf. Sogleich war der Fuchs da und fragte, was es gebe. „Du siehst es," sprach der Knabe; „ich kann nicht hinaus!" Da sprang der Fuchs in den Brunnen und sagte: „Fasse nur die Spitze von meinem Schwanz!" Wie das geschehen war, sprang der Fuchs hinaus, zog ihn mit und sprach: „Jetzt kannst du dir wieder selbst helfen!" und lief fort in den Wald.

Da wanderte der Junge zu Fuße fort und gelangte am Abend nach Hause. Sein Vater freute sich nicht sehr über seine Ankunft, weil er nichts brachte. Er aber erzählte nun alles, was er erlebt, wie er den goldnen Vogel und das sechsfüßige Roß erworben, wie er seine Brüder ausgelöst habe und wie sie dann so untreu und sündlich an ihm gehandelt hätten, wie er endlich wieder errettet worden. Der alte König aber wollte das nicht glauben. Da sagte der Junge: „Ich will es beweisen. Das ist doch gewiß der rechte Erwerber, der das schöne Roß besteigen und darauf reiten kann und bei dessen Eintritt in die Kirche der goldne Vogel die Flügel hebt und singt." „Ja, das ist er gewiß," sprach der Alte. Nun versuchten's zuerst die beiden ältern Brüder. Das Roß aber ließ sie nicht in die Nähe kommen, und der goldne Vogel hielt seine Flügel gesenkt und sang nicht, wie sie in die Kirche traten. Jetzt versuchte auch der Jüngste. Als das Roß ihn nur erblickte, wieherte es laut vor Freude und stand wie ein Lamm, bis er aufstieg; dann ritt er eine Zeit lang hin und her. Darauf stieg er ab und ging zur Kirche; kaum hatte er die Schwelle betreten, so hob der Vogel seine Flügel und sang auf einmal so wunderschön, daß dem König die Augen vor Freude und Leid übergingen.

Er fiel seinem Jüngsten um den Hals und sprach: „Verzeihe mir, daß ich dich weniger als deine Brüder geachtet habe; da nimm sie aber jetzt, die Falschen und Boshaften, und mache mit ihnen, was du willst." „So will ich mich gleich an ihnen rächen, daß sie mir's mit Freuden gedenken sollen!" Er nahm den kupfernen Apfel hervor und drehte ihn; sogleich flog die älteste der Jungfrauen herbei und hatte einen kupfernen Mantel an. Sie war aber sehr schön, und die Königin, die Mutter des Jungen, rief: „Ei du, mein Sohn, weißt gut zu wählen." Er aber faßte sie gleich bei der Hand, führte sie zu

seinem ältesten Bruder und sprach: „Das soll deine Frau sein, willst du?" Wer konnte froher sein als der? Jetzt drehte er die silberne Birne, und es kam die Jungfrau im silbernen Mantel herbeigeflogen und war noch schöner. „Nun nimm du jetzt die, denn es kann keine Schönere geben," sagte seine Mutter wieder. Der Junge aber nahm sie bei der Hand, führte sie zu seinem mittlern Bruder und fragte: „Willst du sie zum Weibe?" Er konnte nicht Nein sagen. Nun drehte er die goldne Pflaume. Da kam die jüngste Jungfrau herbeigeflogen; sie trug einen goldnen Mantel, der war geschmückt mit Karfunkelsteinen und Perlen vom goldnen Vogel, daß er glänzte und glitzerte, wie der Sternenhimmel. Die alte Königin verwunderte sich sehr über die große Schönheit und fing die Jungfrau in ihrer Schürze auf; ihr zartes Wesen sollte nur ja nicht an dem harten Boden sich anstoßen. „Du weißt freilich besser als ich, wie man wählen soll!" sprach sie zu ihrem Jüngsten, „eine Schönere kann es aber jetzt unter der Sonne nicht geben!" Die nahm der Jüngste nun selbst zu seinem Weibe, und sie lebten viele Jahre glücklich und zufrieden. Als aber nach langen Jahren die schöne Königin starb, verschwand auch das sechsfüßige Roß und der goldne Vogel aus der Kirche, und seitdem hat beide niemand mehr gesehen.

Der klingende Baum.

Es war einmal ein Königssohn, der nach dem Tode seines Vaters die Regierung führte. Durch seine Heirat kam er mit seiner Mutter in Feindschaft, weil er sich eine andre zur Frau genommen hatte, als die, die ihr gefiel. Nicht lange nach der Hochzeit mußte der König in den Krieg ziehen, welcher drei Jahre dauerte. Seine Frau bekam unterdessen zwei schöne Knaben. Die Mutter des Königs wollte sich nun an ihr rächen und schrieb an den König, es sei eine Mißgeburt geboren worden; aber von wem, das berichtete sie nicht. Der König schrieb zurück, die Mutter solle in den Hungerturm, die Mißgeburt ins Wasser geworfen werden. Die Gemahlin des Königs wurde wirklich in den Hungerturm gesperrt; aber sie betete zu Gott, und

dieser schickte ihr täglich einen Engel mit Nahrung. Die zwei Knaben legte man in eine Schachtel und setzte sie ins Wasser. Nun war in der Nähe des Schlosses der Ziergarten, und der Gärtner, der eben Wasser holte, fand die Schachtel. Er öffnete sie und sah die zwei Knaben darin. Voll Freude lief er zu seinem Weibe und sprach: „Jetzt hat uns der liebe Gott ein paar Knaben geschenkt, welche wir gerade brauchen." Die Kinder wuchsen heran und lernten die Gärtnerei.

Der König war mittlerweile heimgekehrt, und da ihm die Königin nicht entgegenkam, fragte er sogleich, wo seine Gemahlin sei. Die Mutter eröffnete ihm nun, daß er ja selbst befohlen habe, sie in den Hungerturm zu sperren, weil sie eine Mißgeburt geboren habe. Der König glaubte seiner Mutter, und dieser Glaube wurde noch mehr bestärkt, als sie ihm sagte, der eine Knabe habe einen Ochsenkopf, der andere einen Pferdekopf gehabt. Von der Zeit an aber hatte der König keine Ruhe mehr. Als er eines Abends beim Hungerturme vorüberging, sah er ganz oben ein Licht. Er ging zum Turmwächter und ließ sich die Schlüssel geben. Als er an die Tür des Gefängnisses kam, wo er das Licht erblickte, guckte er durchs Schlüsselloch hinein und sah seine Frau und einen Engel neben ihr stehen. Er öffnete die Tür, und der Engel verschwand. Der König fiel seiner Gemahlin um den Hals und bat sie um Verzeihung. Sie mußte ihm nun sagen, ob es wahr sei, daß sie eine Mißgeburt geboren habe oder nicht. Da sie es verneinte, ließ er sie wieder in das Schloß bringen und die böse Mutter mit vier Pferden zerreißen. Es wurde nun überall den zwei Knaben nachgeforscht, aber vergebens. Der Gärtner war unterdessen gestorben, und weil die zwei Söhne den Garten in einem so guten Zustande erhielten, so setzte der König sie als Gärtner ein. Dafür wollten die zwei Brüder dem Könige eine große Freude machen und ihm den klingenden Baum, den redenden Vogel und das goldene Wasser in seinen Garten bringen. Nach diesen drei Dingen hatten schon viele getrachtet, aber keiner hatte sie bekommen. Der älteste Bruder machte sich auf den Weg und kam zu einem Einsiedler. Den fragte er, ob er von den drei Dingen nichts wisse, und wie er sie wohl bekommen könnte. Der Einsiedler sagte: „Mein liebes Kind! Es sind schon viele Hunderte zu mir gekommen und haben mich ebenso gefragt, wie du; aber keiner ist noch zurückgekehrt, weil keiner dem

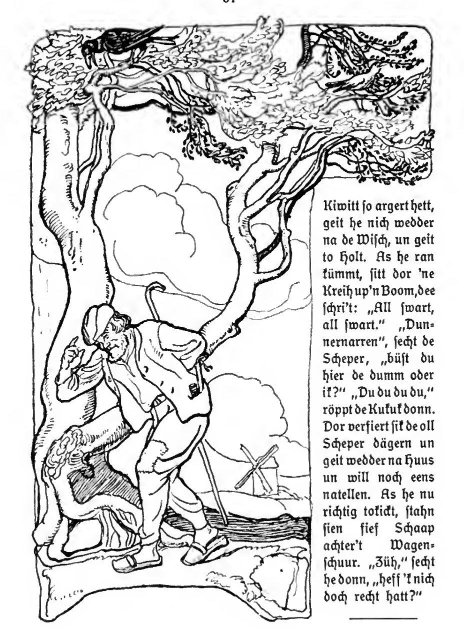
Vogel gefolgt hat." Der Gärtner bat den Einsiedler, er möge ihm nur den Weg zeigen und versprach ihm, daß er dem Vogel folgen wolle. „Auf diesem Wege," sagte der Einsiedler, „gehst du fort, und da wirst du schon den Baum klingen hören." Richtig, als er drei Tage gegangen war, hörte der Gärtner den Baum klingen. Bevor er zu dem Baume kam, mußte er durch eine große Menge Steine gehen, welche die Gestalt von Menschen hatten. Dann hörte er eine Stimme, die rief: „Guten Morgen, junger Mann, was willst du da?" Er sah sich um und bemerkte den redenden Vogel auf dem klingenden Baume. „Dich will ich," sagte der Gärtner, „den klingenden Baum und das goldene Wasser." Der Vogel sprach: „Brich dir einen Ast ab und nimm mich samt dem Körbchen herunter vom Baume; dann gehe bis zu jenem Felsen, dort liegt ein Schlüssel, welchen du nimmst und die Tür im Felsen aufschließest. Mit dem Gefäße, welches du im Felsen findest, schöpfest du dir des goldenen Wassers ein. Wenn du dann aus dem Felsen herausgehst, so darfst du dich aber nicht umsehen, sondern mußt gradaus gehen." Der Gärtner ging; als er aber aus dem Felsen heraus war, kamen ihm die menschenähnlichen Steine nach und schrieen: „Bruder, nimm mich mit." Wie er den Lärm hörte, sah er sich um und ward auf der Stelle in Stein verwandelt.

Der zweite Bruder wartete unterdes mit Schmerzen auf ihn, und als er nicht kam, machte auch er sich auf den Weg. Er kam ebenfalls zu dem Einsiedler, welchen er fragte, ob er den Weg nicht wisse zu dem klingenden Baume und ob sein Bruder nicht hier gewesen sei. „O ja," sprach der Einsiedler, „aber er wird dem Vogel nicht gefolgt haben, und deswegen ist er nicht mehr zurückgekehrt." „Welchen Weg muß ich gehn," fragte er weiter, „daß ich zu dem klingenden Baum komme?" Der Einsiedler zeigte ihm den Weg und sagte ihm dasselbe, was er seinem Bruder gesagt hatte. Nach drei Tagen hörte er schon den Baum klingen und kam zu den Steinen. Als er die Steine sah, dachte er, es seien Menschen und berührte sie; aber es waren doch nur Steine. Der Vogel wünschte ihm einen guten Morgen und fragte ihn, was er wolle. „Dich will ich," sagte er „den klingenden Baum und das goldene Wasser." Er mußte nun dasselbe tun, wie sein Bruder. Als er aus dem Felsen heraustrat, kamen ihm die Steine nach und

machten einen fürchterlichen Lärm und schrieen: „Bruder, nimm mich mit." Er aber ging immer fort und kümmerte sich nicht um den Lärm, obgleich er immer stärker wurde. Dann ward ihm aber so ängstlich, daß er zur Erde fiel. Nicht lange, so erholte er sich, und aufstehend sah er, daß viele Hunderte, die er erlöst hatte, um ihn herum standen. Sein Bruder und er gingen nun mit dem Aste, dem Vogel und dem goldenen Wasser nach Hause. Dort sprach der Vogel: „Jetzt setzet ihr den Ast in die Erde, grabet neben dem Aste ein Grübchen und stellet das Gefäß mit Wasser hinein; mich aber hängt mit dem Körbchen an den Ast, und ihr begebt euch zur Ruhe. Bis morgen früh wird schon alles in Ordnung sein." — Als die Brüder in der Frühe erwachten, hörten sie schon den Baum klingen, und das goldene Wasser floß über einen hohen Felsen herab. Der König, welcher das Klingen hörte, fragte, was es sei; aber niemand konnte es ihm sagen. Da ging er endlich selbst in den Garten hinunter und staunte nicht wenig, als er den Baum, das Wasser und den Vogel sah. Viele Könige kamen und bewunderten die Schönheit. Als sie sich aber laut über die Schönheit aussprachen, sagte der Vogel: „Aber eines ist nicht schön." „Und was ist das Eine?" fragten sie. Der Vogel sprach: „Daß der König seine Söhne Gärtner sein läßt." „Wie ist das zu verstehen?" fragte der König. Der Vogel, welcher alles wußte, was in der Welt vorging, erzählte ihm nun das Vergangene. Der König, die Königin und alle, die dabei waren, hatten darüber eine große Freude, daß die zwei Söhne wieder gefunden waren.

Die verlornen Schafe.

En Scheper, dee'n bäten düsig wäst is, will sien fief Schaap söken, dee em wechlopen sünd. As he an de Wisch kümmt, röppt de Kiwitt: „Fiw' witt, fiw' witt." „Ne," secht de Scheper, „dat's nich wohr; 't sünd dree witt un twee swart." Œwer de Kiwitt blifft bi sien Ropen, un de Scheper denkt, he kann sik jo ok versehn hebben un geit na Huus un tellt na. Ne, dree witt un twee swart fählen em. Nu geit he jo wedder up't söken; œwer wiel dat he sik œwer den



Kiwitt so argert hett, geit he nich wedder na de Wisch, un geit to Holt. As he ran kümmt, sitt dor 'ne Kreih up'n Boom, dee schri't: „All swart, all swart.“ „Dunnernarren“, secht de Scheper, „büst du hier de dumm oder ik?“ „Du du du du,“ röppt de Kukuk donn. Dor verfiert sik de oll Scheper dägern un geit wedder na Huus un will noch eens natellen. As he nu richtig tokickt, stahn sien fief Schaap achter't Wagenschuur. „Züh,“ secht he donn, „heff 'k nich doch recht hatt?“

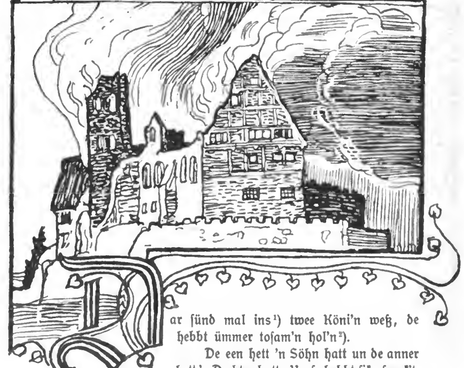
Die Widerspenstige.

Der gute Markart hatte die üble Adelheid zur Frau; die tat ihm alles gebrannte Leid und gab ihm nicht satt zu essen. Als sie ihn einst wieder fasten ließ, fiel ihm ein, daß er noch ein paar Pfennige in der Tasche hätte, damit wollte er sich im Dorf einen Weck kaufen.

Sie merkte aber, was er vor hatte, und schlug ihn so lange, bis er das Geld herausgab. Da dachte er, was soll ich anfangen, daß ich sie auf meinen Weg bringe? Eben liefen Leute vorbei, die auf den Jahrmarkt wollten, der im nächsten Orte gehalten wurde. Da sprach er zu ihr: „Da rennt auch wieder mancher auf den Markt, der besser daheim bliebe. Du kannst Gott danken, daß du keinen Mann hast, der allen Messen und Märkten nachzieht wie diese da, die Hab und Gut versaufen." „Was?" rief die üble Adelheid, „willst du noch groß tun? Jetzt mußt du auch auf den Markt." „Ach nein, liebe Adelheid, laß uns daheim bleiben, daheim ist's fein." „Nichts da," rief sie, „wir gehen auf den Markt." „So laß uns wenigstens das Geld zu Hause lassen, damit wir es unsern Kindern nicht vertun." „Nun hör einer," rief sie, „das Geld nehm ich mit und verzehr es: die Kinder können sich auch plagen." Er mußte also mit auf den Markt. Da begegnete ihnen ein Mann mit einem neuen blauen Rock, der gefiel dem guten Markart. „Sieh doch, liebe Adelheid," sprach er zu ihr, „was das für eine Narrentracht ist. Die Kinder auf der Straße werden ihm nachlaufen, wenn er nach Hause kommt." „Was hast du gegen den Rock, alberner Tropf? Du sollst auch so einen tragen." „Ach nein, liebe Adelheid, mach mich nicht zu Spott. Es ist ja über meinen Stand, so teures Zeug zu tragen. Muß es sein, so kauf mir nur einen ganz schlechten." „Den allerbesten mußt du haben, sag ich dir, der auf dem ganzen Markt zu finden ist." Damit ging sie in den Laden und ließ ihm sieben Ellen vom feinsten blauen Tuch anmessen. „Nun laß uns aber auch nach Hause gehen, sonst geht noch mehr darauf." „Wo denkst du hin? Jetzt bleiben wir gerade hier." „Ach, liebe Adelheid, so laß uns doch nicht zu viel an unser Essen und Trinken legen. Ich nehme gern mit Schwarz-

brot vorlieb und will auch keinen Wein trinken, Wasser tut's auch; die Zeiten sind gar zu schlecht." „Zeiten hin, Zeiten her," rief die üble Adelheid, „du sollst Weißbrot essen und den besten Wein trinken." Damit führte sie ihn ins Wirtshaus und ließ wacker anrichten. „Hier gefällt es mir wohl," sagte der gute Markart, „hier möchte ich bleiben bis morgen früh." Als sie das hörte, stand sie auf, zahlte die Zeche und trat den Heimweg an. Der Weg führte am Wasser vorbei. „Geh doch nicht so nah am Ufer," rief der gute Markart, „du könntest hineinfallen und ertrinken." „Nun geh ich gerade hier am Rande," rief sie, „weil du dein loses Maul nicht halten kannst." Sie ging aber so nah am Abhang, daß der Rand unter ihr wich: da fiel sie ins Wasser und ertrank. Der gute Markart hätte sie gerne wieder herausgezogen, aber schon war sie vom Wasser verschlungen. „Siehst du, du hast mir nicht folgen wollen; nun ist es dein Schade. Wüßte ich nun, wo ich dich suchen sollte, so zög ich dich gerne wieder heraus. Ich will aber mein Bestes tun und nach dir suchen, wo ich denke, daß du zu finden bist." Damit ging er aufwärts längs dem Wasser her und fischte nach ihr mit einem langen Rechen, den er auf einer Wiese fand. Da begegnete ihm einer und fragte: „Wonach fischt ihr hier, guter Freund?" „Nach meiner Frau," sagte der gute Markart, „die ist mir eben ins Wasser gefallen." „Hier an der Stelle?" „Nein," sagte der gute Markart, „weiter unten." „Ei, Freund," sagte der Mann, „so müßt ihr nicht hier oben suchen, der Strom wird sie herabgeführt haben." „Da kennt ihr meine Frau schlecht," sagte der gute Markart, „dazu war sie zu widerspenstig, daß sie mit dem Strom schwimmen wollte. Sie ist all ihr Lebtag gern gegen den Strom geschwommen." „Ach," sagte der Fremde, „war sie so eine, so mag euch euer Suchen wohl frommen. Wenn ihr sie aber nicht bald findet, so laßt es lieber ganz sein. So eine findet ihr immer wieder." Da folgte der gute Markart seiner Lehre und ließ sein Suchen bleiben, hat auch bald wieder eine gefunden: wenn die nicht besser war, so war sie doch schwerlich schlimmer.

De Könisdochter in'n Keller.



Dar sünd mal ins[1]) twee Köni'n weß, de hebbt ümmer tosam'n hol'n[2]).

De een hett 'n Söhn hatt un de anner hett 'n Dochter hatt. Un se hebbt sik asmak't, wenn ehr Kinner grot weer'n, denn schull'n se sik tosam'n heirat'n.

De beiden Kinner hebbt uk veel een vun'n annern hol'n. Un de Könisdochter hett 'n Geldbüd'l mak't, den hett se den Könissöhn schenkt. Un he hett em anhegt[3]) un hett em ümmer bi sik dragen to'n Andenken.

Nu is de Köni, de de Dochter hat hett, de is awer riker weß as de anner. Un as de Kinner nu grot sünd, un se wüllt sik heirat'n, do will he dat ne hebb'n. Un he kümmt bi un lett 'n deepen Keller mak'n ünner de Eer, dar kricht he sin Dochter un ehr Kamer-

1) einst. 2) gehalten. 3) aufbewahrt.

jümfer in, un denn vör söben Jahr to leben. Un do slütt[1]) he den Keller fast[2]) too. Un vör de Dör stell't he 'n paar Löb'n vör, dat de beiden ne rut kam'n künnt ut 'n Keller, und dat dar uk keen Minsch na ehr rin kam'n kann.

Nu hebbt se al 'n ari[3]) Tit in 'n Keller seten, do brenn't den' Köni, wat de Könisdochter ehr Vadder weß is, den' sin Sluß brenn't af. Un ehr Vadder un Mudder brenn't dar bei'[4]) in up, un all' de Lü'[5]), de dar in weß sünd, uk mit.

Dar hebbt de beiden in'n Keller awer niks vun to weten kregen.

As de söben Jahr nu meis'[6]) üm sünd, do hebbt se man 'n beten mehr na to leben. Un se möt al jeden Dach weniger eten, dat se man utkam'n doot[7]).

Toleß hebbt se niks mehr na as 'n beten Fett; dar stow't se sik Netteln mit up, de in 'n Keller wussen hebbt.

To allerleß do hebbt se uk keen Fett mehr. Do möt se de Netteln al so eten, ahn'n[8]) Fett.

As de Netteln nu uk all' sünd, un se hebbt gar niks mehr to leben, do secht de Könisdochter, dot hungern, dat 's doch 'n Kur, se wüllt mal an de Dör kloppen, wat ehr keen Minsch hör'n deit un bring't ehr wat to leben.

Nu sünd de ol'n Bre'[9]) vun den Regen al ganz mör[10]) weß. Un as se dor nu ankloppen doot, an 'e Dör, do kri't se[11]) dar 'n Lock hendör.

Do brek't se ümmer 'n beten mehr ut, un toleß hebbt se dat Lock al so grot, dat se dar hendör krupen[12]) künnt.

Do ward se de beid'n Löb'n je wahr vör de Dör.

Nu sünd se awer je so hungeri weß, un do secht de Könisdochter, rut will se, un wenn de Tier'n ehr uk torit[13]) un upfret.

Ne, secht de anner, toeers[14]) schall se ne rut. Wenn de Tier'n ehr toriten doot, dat kann se ne ansehn. Se hett so lang' mit ehr uthol'n, sech' se, nu will see uk de eers wesen.

Un do geit se up 'e Tripp henstan und secht: „Slap een Og, slapt twee Ogen, slapt dree Ogen". Und darmit springt se too un will öwer de Löb'n wechspring'n.

1) schließt. 2) fest. 3) artige, ziemliche Zeit. 4) beide. 5) Leute. 6) meist, beinahe. 7) auskommen tun. 8) ohne. 9) st. Breder, Bretter. 10) mürbe. 11) kriegen sie. 12) kriechen. 13) zerreißen. 14) zuerst.

Awer dat veert Og hett je ne slapen — se hett je ne secht „slapt, veer Ogen“, dat hett se vergeten —, und do kricht de Löw' ehr to packen un toritt ehr.



As he sik nu wa' dal[1]) lecht hett, de Löw', do geit de Könisdochter up 'e Tripp henstan und secht: „Slap een Og, slapt twee Ogen, slapt dree Ogen, slapt veer Ogen“.

Do slapt all' veer Ogen too[2]). Un do spring't se too un kümmt glückli dör de Löb'n wech.

Do is se je redd't.

Nu will se je toeers

1) wieder nieder; „wa“ verkürzt aus „waller“ oder „weller“ st. „wedder“. 2) „schlafen zu“ plattdeutsch st. „schlafen ein“.

na ehr'n Vadder sin'n Sluß hen. Awer as se dar ankümmt, do is de[1]) Sluß je afbrenn't.

Do weet se uk je, wo dat toogan deit, dat ehr nüms[2]) wat to leben bröcht hett.

Nu geit se je wider.

Toletz — dat ward al düster — do kümmt se in'n grot Holt to gang'.

Do sticht[3]) se to Boom un will mal sehn, wat se ne woor[4]) 'n Lich wahr ward'n kann.

Do süht se in 'e Feern 'n Lich, dar geit se up too.

As se dar ankümmt bi dat Lich, do is dat 'n Sluß.

Dat is de Sluß weß, wo ehr Brüdiam in wahnt hett, de Könissöhn.

Nu geit se dar je rin na 'n Sluß, un do dröppt[5]) se dar 'n Fru.

Do fröcht se de Fru, wat se dar keen Köksch nödi hebbt.

Ja, secht de Fru, se kann bi ehr ankam'n.

Do vermee't[6]) se sik dar in 'n Sluß as Köksch.

De Fru hett dree Döchter hatt. De sünd sik stridi[7]) weß und hebbt all' dree den Könissöhn geern hebb'n wullt. De een hett em hebb'n wullt, un de anner hett em hebb'n wullt.

Nu hett de Könissöhn secht, de em so 'n Geldbüd'l maken kunn, gra' so'n, as he in 'e Tasch harr, de wull he to 'n Fru nehm'n, anners keen.

De dree Döchter hebbt awer ne so 'n trech[8]) krigen kunnt.

Do kümmt de ölls Dochter mal bi ehr an in 'e Kök un frööht ehr, wat se ne so 'n Geldbüd'l maken kann.

Se besüht em un secht ja, dat kann se.

Ja, sech' se, denn schall se ehr doch so 'n maken. Denn will see so lang' de Arbeit vör ehr doon.

Do makt se ehr 'n Geldbüd'l, de hett ganz akkrat so utsehn, as de anner. Un do geit de Dochter dar mit hen na den Könissöhn un secht, s e e hett em makt.

1) In der Bedeutung „Palast“ wird im östl. Holstein die hochd. Form „Sluß“ gebraucht und zwar von alten Leuten vielfach als männlich. Das Schloß, zu dem der Schlüssel gehört, heißt in echt niederd. Form „dat Slutt“. 2) niemand. 3) steigt. 4) (irgend) wo. 5) trifft. 6) vermietet. 7) streitig. 8) zurecht, fertig.

Nu hett de Geldbüd'l je gra' so uisehn as de anner, und do ward je 'n Dach ansett, wo de Hochtit ward'n schall.

As dat nu awer so wid is, un de Hochtit schall ward'n, do is se krank, de Brut, und kann ne utgan.

Do kümmt se in 'e Kök an un secht: „Deern, kumm gau[1]) mit und treck[2]) min Kled an, un denn föhr[3]) du mit em hen na Kirch. Du süht[4]) je gra' so ut as ik. Du muß awer jo un jo ne spreken", sech' se, „du heß je 'n finer Stimm as ik."

Do mutt de Köksch de Brut ehr Kled antreck'n, un do meent de Könissöhn je, dat sin Brut dat is, und föhrt mit ehr los.

Nu kamt se toeers[5]) bi den Keller verbi, wo se so lang' in seten hett.

Do secht se:

> Nettel, Nettel grön,
> Wat steis du hier so schön!
> Wie oft hab' ich dich ungesalzt
> Und ungeschmalzt gegessen![6])

Do secht de Könissöhn: „Mein Kind, hast du die gegessen?"

„Ja freilich," sech' se.

Darup kamt se bi den afbrennten Sluß verbi. Do secht se:

> Hier liegen die schneeweißen Falken
> Von meines Vaters Hausbalken.[7])

Do secht he: „Mein Kind, ist das deines Vaters Haus gewesen?"

„Ja freilich," sech' se.

1) eiiends. 2) zieh. 3) fahr. 4) sühß oder sühchs: siehst. 5) to-eers, zuerst. 6) Erzählt wurde: „wie manches Mal ... geessen". 7) Die Firstbretter über dem Giebel laufen oft in geschnitzte Tierköpfe, namentlich Pferdeköpfe aus. Odins Saal trägt oben am Eingange einen Woif und einen Adler als Firstschmuck. So sind wohl die Falken als Schmuck der Balkenenden gedacht.

Toletz kamt se in 'n Wech, wo blang' bilank[1]) an bei' Siden so'n schön Linn'n stat.

Do secht se:

> Hier stehen die schönen Linden,
> Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe.

Do secht he: „Mein Kind, hast du die gepflanzt?"

„Ja freilich," sech' se.

Do föhrt he eers mit ehr bi 'n Goldsmitt vör. Dar köfft he ehr 'n goll'n Ke'[2]) üm 'n Hals, mit 'n goll'n Slutt vör. De binn't he ehr üm, un dat Slutt slütt he too, un den Slötel stickt he in 'e Tasch.

Un do föhrt he mit ehr hen na Kirch, un dar ward se em antroot.[3])

As se ut de Kirch kam'n sünd, un se sünd wa' to Hus, do treckt se dat Kled ut un geit wa' an ehr Arbeit. Un de anner treckt ehr Kled wa' an, un do kümmt se na 'n Saal rin un beert[4]) so, as wenn s e e dat is, de em antroo't is.

Nu 's abens, as de Hochtit ut is, un de Lü' sünd all' wechföhrt, do secht se to ehr'n Mann: „So, nu kumm man; dat is Tit to Bett."

„Ja," sech' 'e, „wat sä's[5]) du man noch, as wi bi den Keller verbi köm'n?"

„Heff ik dunn[6]) wat secht?" sech' se.

„Ja," sech' 'e, „weeß[7]) d a t ne mehr?"

Do geit se rut na Kök un secht: „Deern, du ole Flillerflaller[8]), wat heß du secht, as ji bi den Keller verbi kam'n sünd?"

„Ja," sech' se, „ik heff wider niks secht as:

> Nettel, Nettel grön,
> Wat steis du hier so schön!
> Wie oft hab' ich dich ungesalzt
> Und ungeschmalzt gegessen!"

1) eigtl. „beilängs beilängs", an der Seite entlang. Es sind zwei verschiedene Formen desselben Worts, die sich der Bedeutung nach so unterscheiden, daß „blang" auf die Frage „wo" antwortet, „bilank" auf die Frage „wohin". 2) Kette. 3) angetraut. 4) geberdet sich, tut so. 5) sagtest. 6) „do" mit nachklingendem n. 7) (weißt du). 8) flatterhafte Person. Die richtige Schreibung wäre „Flidderfladder". Man spricht aber im östl. Holstein dd fast oder ganz wie ll, z. B. „Flellermus" (Fledermaus).

Do geit se wa' rin, de anner, un secht: „Nu weet ik al[1]), wat ik secht heff. Ik sä:

Nettel, Nettel grön,
Wat steis du hier so schön!
Wie oft hab' ich dich ungesalzt
Und ungeschmalzt gegessen!"

Do fröcht he: „Heß du den[2]) Nettel denn eten?"

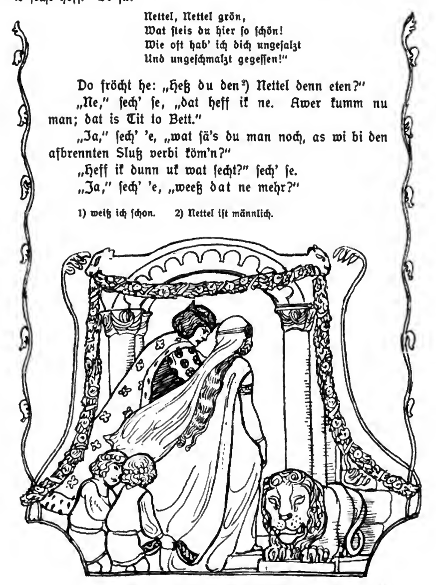
„Ne," sech' se, „dat heff ik ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett."

„Ja," sech' 'e, „wat sä's du man noch, as wi bi den afbrennten Sluß verbi köm'n?"

„Heff ik dunn uk wat secht?" sech' se.

„Ja," sech' 'e, „weeß dat ne mehr?"

1) weiß ich schon. 2) Nettel ist männlich.



Do geit se wa' rut na Kök un secht: „Deern, du ole Flillerflaller, wat heß du secht, as ji bi den afbrennten Sluß verbi kam'n sünd?"

„Ja," sech' se, „ik heff wider niks secht as:

> Hier liegen die schneeweißen Falken
> Von meines Vaters Hausbalken."

Do geit se wa' rin un secht: „So, nu weet ik al, wat ik secht heff. Ik sä:

> Hier liegen die schneeweißen Falken
> Von meines Vaters Hausbalken."

„Is dat din'n Vadder sin Hus denn weß?" sech' 'e.

„Ne," sech' se, „dat is dat ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett."

„Ja," sech' 'e, „wat sä's du man noch, as wi bi de Linn'n helank[1]) föhrn dö'n?"

„Heff ik dunn uk wat secht?" sech' se.

„Ja," sech' 'e, „wees dat ne mehr?"

Do geit se wa' rut na Kök. „Deern, du ole Flillerflaller," sech' se, „wat heß du secht, as ji bi de Linn'n helank föhrt sünd?"

„Ja," sech' se, „ik heff wider niks secht as:

> Hier stehen die schönen Linden,
> Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe."

Do geit se wa' rin un secht: „So, nu weet ik al, wat ik secht heff. Ik sä:

> Hier stehen die schönen Linden,
> Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe."

„Heß du de Linn'n denn plant?" sech' 'e.

„Ne," sech' se, „dat heff ik ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett."

„Ne," sech' 'e, „so noch ne". Se schall em eers de Ke' mal wisen, de he ehr ümgeben[2]) hett.

Do löppt se wa' rut na Kök un secht: „Deern, doo[3]) mi gau de Ke' her, de he di ümgeben hett".

1) entlang fahren taten; „helank" st. „henlank" hinlängs. 2) umgeben. 3) tu, gib.

Un se kümmt bi un will ehr de Ke' afbinn'n.

Awer dat Slutt is je tooslaten weß, un den Slötel hett hee je in 'e Tasch hatt, un do kann se de Ke' je ne afkrigen. Un do kümmt se je so wa' rin un hett keen Ke'.

Do secht he to ehr: „So, nu weet ik al nog[1]). De anner, dat is min eers Brut weß, un nu is se mi uk antroo't, denn will ik dee nu uk behol'n."

Un do hett he de Könisdochter to'n Fru nam'n, un de anner hett trüchstan[2]) müßt.

Undank ist der Welt Lohn.

Ein Bauer ging einmal an einer Schlange vorüber. Die lag unter einem Stein, der auf sie gerollt war. „Wenn du mir loshilfst," rief ihm die Schlange zu, „dann sollst du den Dank haben, mit dem man auch sonst auf der Welt seinem Wohltäter zu lohnen pflegt." Der Bauer war mitleidig, bedachte sich nicht lange und hob den Stein weg. Kaum aber war die Schlange frei, so zischte sie auf ihn los und fragte: „Weißt du auch wohl, was der Lohn der Welt ist?" „Nein," sagte der Bauer, „aber laß mich's hören." „Nicht bloß hören," sagte die Schlange; „du sollst es fühlen, indem ich dich beiße. Undank ist der Welt Lohn." Und damit wollte sie sich an ihn heranmachen. „Oho!" rief aber der Bauer. „Da müssen wir doch erst mal jemand anders darüber befragen. Der mag Recht sprechen." Die Schlange war's zufrieden, und sie gingen weiter. Da kamen sie an einen alten Gaul, der mit ganz erbärmlicher Miene dastand und aussah wie das leibhaftige Elend. Der Bauer fragte ihn: „Warum stehst du denn gar so kläglich da, alter Gaul?" „Ach," erwiderte der Gaul, „ich habe wohl Ursache. All die Jahre hindurch habe ich meinem Herrn treulich gedient, und nun kommt der böse Schinder und will mich totstechen. Undank ist der Welt Lohn!" Da lachte die Schlange spöttisch und sprach zum Bauern: „Da hörst du's wieder, was ich

1) genug. 2) hat zurückstehen müssen, wie die Kötsch, wenn ihr Schatz, der Knecht, die andre Braut nimmt.

dir gesagt habe!" und wollte ihn gleich beißen. Aber der Bauer sagte: „Wir wollen noch einen andern befragen." Die Schlange ließ es geschehen. Sie gingen weiter und kamen zu einem alten Windhund, der an einen Baum gebunden war und schrecklich heulte und an allen Gliedern zitterte. Der Bauer fragte ihn: „Warum stehst du denn gar so kläglich da, alter Windhund?" „Ach," antwortete der Windhund, „ich habe wohl Ursache. All die Jahre hindurch hab' ich meinem Herrn treulich gedient, und nun kommt er mit seiner großen Flinte und will mich totschießen. Undank ist der Welt Lohn!" Da lachte die Schlange wie vorher, weil sie wieder Recht gekriegt hatte, und wollte auf den Bauern losgehen. Aber der Bauer verlangte zum dritten Male jemand zu hören, und der sollte endgültig entscheiden, was der Lohn der Welt sei. Während sie noch darüber redeten, kam der Fuchs herbei. Dem trugen sie nun ihren Streit vor. Der Fuchs hörte ganz aufmerksam zu und schüttelte dann bedenklich den Kopf und sprach: „So ein verwickelter Fall ist mir noch nicht vorgekommen! Ihr müßt mir zeigen, wo die Schlange gesessen hat." Er ließ sich also zu dem Steine hinführen, betrachtete ihn mit großem Ernst und sagte: „Nun, Schlange, setze du dich an dieselbe Stelle, wo du vorhin gewesen bist, und du, Bauer, wälze den Stein ebenso her, wie er gelegen hat." Das geschah, und nun saß die Schlange wieder fest und konnte dem Bauern nichts mehr zu leide tun. „Wohlan," sagte der schlaue Fuchs. „Jetzt hat der Streit ein Ende, und ich habe dich vom Tode errettet. Denn ohne mich wärest du verloren gewesen. Nun hab ich's aber gewiß wohl verdient, daß wir zusammen auf deinen Hof gehen und für mich ein Huhn holen." „Von Herzen gern," sagte der Bauer, und sie gingen auf den Hof. Dort wollte der Fuchs so lange an der Türe warten, bis ihm der Bauer das Huhn bringe. Wie der nun auf das Haus und auf den Hühnerstall zugeht und die Hühner auf einmal anfangen zu flattern, kommt die Bauernfrau drüber zu, und der Mann erzählt ihr, wie der Fuchs ihm geholfen habe und nun den versprochenen Lohn kriegen solle. „Ach, meine armen Hühner!" jammert da die Frau und läuft spornstreichs zur Hoftür, wo der Fuchs steht. „Du Teufelsvieh!" ruft sie. „Willst du mir meine Hühner wegnehmen?" und nimmt eine Schaufel und schlägt ihm das Kreuz ein.

Da heulte der Fuchs: „Nun erfahre ich's selber, daß Undank der Welt Lohn ist. Ich habe so treue Hilfe geleistet, und nun kommt die Frau und schlägt mir das Kreuz ein!"

Wie der olwerne Hons uff de Freit[1]) gangn is.

'S wor emo(l) eener, dan hießn de Leite 'n olwernen Hons, weil er dümmer, o(l)s olle wor. Dan hot emo(l) seine Mutter uff de Freit geschickt. Do hot 'r sich schien[2]) gemocht, und wie 'r furtgangn is, hot 'n de Mutter noch gesoht, är sull sich fein ortlich[3]) benamm[4]), und wenn se 'n epper[5]) ban Assn[6]) behal(t)n und Fleesch uffn Tisch kimmt, sull 'r schien de Beene[7]) nam[8]) 'n Taller lehn.

Richtig honn se 'n Hons ban Mittichassn behal(t)n und 's kome[9]) a[10]) Fleesch. Do lehte dr olwerne Hons seine Beene dr Länge lang uff'n Tisch und kunnte nicht meh(r) mitassn.

Wie 'r hemm kome, freecht 'n de Mutter, wie 's wore. Do soht dr olwerne Hons, 's wär schun hibsch gewasn, oder[11]) är is glee[12]) hungrich, weil 'r nischt mit assn kunnte, wie 's Fleesch uff'n Tisch kome, weil 'r seine Beene nam 'n Taller geleht hotte, wie 's 'n de Mutter geheesn hotte. „Och Gott," hot do de Mutter gesoht, „bist du ower dumm! Ich ho doch gemeent, du sellst de Beene, die de in 'n Fleesche findst, nam 'n Taller leh'n!" „Nu," sohte der olwerne Hons, „worüm soht er süchs Zeich[13]), wos mer nich verstiehn konn." „Na," sproch de Mutter, „gih og noh[14]) in 'n Kaller, do stiht eene Schissel mit Wärschtn."

Itz is dr olwerne Hons in Kaller gangn, und do hotte de Kotze Junge in eener Bockschissl[15]). Und weil's finzer[16]) wore, drwischt dr Hons eene junge Kotze und thut a richtich neinbeißn. „Mutter," hot dr Hons gesoht, wie 'r aus 'n Kaller kom, „wos hot[17]) denn ihr fere[18]) Wärschte? Die schrien ju miau, wenn mer neinbeißt, und

1) Freite = Brautwerbung. 2) schön, fein. 3) artig. 4) benehmen. 5) etwa. 6) beim Essen. 7) Beine = Knochen. 8) neben. 9) kam. 10) auch. 11) aber. 12) glaube ich, wird wie „halt" eingeschoben. 13) solches Zeug. 14) geh nur hinunter. 15) Backschüssel. 16) finster. 17) habt. 18) für.

sein mit Falle[1]) überzuchn." „Jesses!" soht do de Mutter. „Oder[2]) Hons! du bist doch olwer, du host wull eene junge Kotze stott eener Worscht gefrassn!"

Na gutt, 'n andern Toch giht der Hons wieder uff de Freit. Itz hot de Mutter gesoht, är sell dosmo(l) gescheidter sein. Und wenn eppern Kneedeln[3]) uffn Tisch kumm, sitte[4]) runde Dinger, wie de Kauln[5]), sull är se hibsch uff vier Vertln[6]) schneidn, ehndr[7]) doß 'r se itzt.

Dan Toch bruchtn[8]) se Arbsn zun assn. Die worn ä bissl prellich[9]) und rulltn uffn Taller rüm. „Aha!" hot der olwerne Hons geducht, „dos sein sitte Dinger, wie de Kauln" und hot schien jede Arbse in vier Vertln geschnittn und hot se gassn.

Wie er hemm kumm is und de Mutter freecht 'n, wie 's wore, hot 'rsch derzählt. Do hot 'n de Mutter wieder ausgelocht.

Dr Hons hotte owr dosmol a rachten Dorscht mit hemm gebrucht. Do soht 'n de Mutter, ar sell og in Kaller gihn, do leiht[10]) ä Fassl Bier, und sull sich 'ä Tupfls[11]) huln. Dr olwerne Hons drwischt dr Mutter ihrn Arbstopp[12]) und giht Bier huln. Wie's holwe Fassl raus geluffn wore, markt 'r erscht, doß nischt in Tuppe blei(b)t. „Mutter," soht dr Hons, „wos hot 'r[13]) denn do fer 'n Topp, do blei(b)t ju nischt drinne!" „Jesses!" soht do de Mutter. „Oder Hons! Du bis doch olwer, host doch 'n Arbstopp genumm." „Nu," soht dr Hons, „worum hott er a sitte dumme Töppe!"

Drnonz[14]) heeßt 'n de Mutter wieder noh in Kaller gihn und ä poor Hampfln[15]) Sachespeene[16]) in de Bierpfitze schmeißn. Do hot dr olwerne Hons 's Mahl[17]) derwischt und hots 'n neingeschmissn und is drinne rümgesoppt[18]).

Na, 'n dritten Toch is 'r nomo(l) uff de Freit gangn. Do sullt's richtig gemocht warn. Soht 'n de Mutter: „Tu dich fein heinte zommnamm und moch nich wieder süch's dumms Zeich! Und wenn wieder sitte Kauln kumm, noher tu se fein schien ganz uff 'n Leffl namm und aß drmit."

1) Fell. 2) aber. 3) etwa Klöße. 4) solche. 5) Kugeln. 6) Vierteln. 7) ehe. 8) brachten. 9) prellend, hart. 10) liegt. 11) Topf voll. 12) Topf mit Löchern, zum Durchschlagen. 13) habt ihr. 14) = hernachens, darauf. 15) Hände voll. 16) Sägespäne. 17) Mehl. 18) herumgewatet.

Richtig honn se dan Toch Kneedln gebrucht. Die worn nich gor gruß und ä finkl[1]) feste gerotn. Dr olwerne Hons tote glei en ganzen uffn Leffl namm und worcht[2]) 'n hinter. Är is 'n ower in Holse stacken gebliebn. Und wie 'r su worcht und ganz blau in 'n Gesicht wurn is, hot 'n sei Nochbr[3]) enn Gungs[4]) in 'n Buckl gabn, do fluche dr Kneedl iwrn Tisch dorch de Fanzerscheibe bis uff de Gosse und trofe enn Hund, dar grode verbei geluffn is, doß er gaukst[5]) hot.



Und do honn se drnoz 'n olwernen Hons a drpockt und honn 'n nausgeschmissn. Do worscht mit dr Freit ze Ende.

1) ein bißchen (wörtl. ein Fünkchen). 2) würgte. 3) Nachbar. 4) Stoß. 5) geschrien.

Das Birkenreis.

Es lebte einmal eine arme, arme Mutter; die hatte kein Brot, um sich und ihr Kind zu nähren. Sie und ihr Knabe lebten nur von fremder Leute Gnade, und wenn sie ihre Wassersuppe kochen wollten, so mußten sie selbst in den Wald gehen, um sich das Holz zu holen. Das war eine gar traurige Wirtschaft, wobei der Hunger der Koch und der Schmalhans der Hauser war. Einmal hatte die Mutter wieder kein Scheitlein Holz und sprach zum Knaben: „Sepp, geh in den Wald hinaus, denn ich habe kein Scheitlein Holz mehr, um uns die Suppe zu wärmen. Mach dich aber vorwärts und bringe heut mehr Reisig heim, denn es kommt morgen ein Feiertag.“

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen, steckte in seinen Schnappsack ein Stücklein schwarzes Brot, nahm das Seil, um das Holzwerk zusammenzubinden und wanderte, obwohl er hungrig war, willig in den grünen Wald hinaus. Als er im Forste war, fing er an Holz und Reisig zu sammeln, daß ihm der Schweiß von der Stirne niedertropfte und er seines Hungers vergaß.

Es dauerte nicht gar lange, und der brave Sohn hatte schon ein großes Holzbündel, das er nun zusammenband und auf dem Kopfe weiter trug. Es war ein warmer Tag, und die Sonnenstrahlen brannten gewaltig heiß nieder, als der Knabe so durch den Wald ging und unter der schweren Bürde einherkeuchte. Er glaubte, er könne das Holz nicht mehr weiter bringen, so matt und müde war er, und dazu kam noch der leere Magen, der sich auch mehr und mehr meldete. Er schnitt wohl ein saueres Gesicht, und doch freute sich das brave Kind, wenn es an die Freude dachte, die seine Mutter beim Anblicke des großen Bündels haben werde.

Wie er so hintrollte und an die Mutter dachte, stand plötzlich ein Weiblein vor ihm. Das war meeralt, ihr Gesicht war voll Runzeln, und ihre Augen funkelten wie zwei Feuer. Ein Bündel Holz lag zu ihren Füßen, und sie klagte, daß sie die Last nicht mehr weiter bringen könne. —

„Geh, hilf du mir," sprach das unheimliche Weibchen den daher kommenden Knaben an.

„Ja," meinte er, „ich habe selbst genug zu tragen und darf die Mutter nicht zu lange warten lassen."

„Ei, du hast junge Füße," entgegnete die Alte lächelnd. „Du kommst noch früh genug heim, wenn du mir auch das Holz zur Hütte trägst; denn mein Häuschen ist nicht weit von hier, und wenn du mir folgst, soll es dich gewiß nicht gereuen. Ich will dich dafür gut bezahlen."

Der Knabe dachte sich: das wird eine schöne Bezahlung sein; das Weiblein hat ja selbst nichts. Er ließ sich aber dennoch bewegen, legte sein Bündlein ab, nahm das andere auf und trottete der Alten, die ihm den Weg wies, nach. Sie waren noch keine große Strecke gegangen, als die Alte vor einem Hüttchen stille stand und zum Knaben sprach: „Nun kannst du das Bündlein ablegen, denn hier ist meine Behausung. Warte nur ein bißchen, und ich werde dich bezahlen."

Der Knabe legte das Bündlein ab, und es wunderte ihn sehr,

was das arme Waldweiblein, welches ins Hüttchen gegangen war, ihm bringen werde.

Es dauerte nicht lange, da trat das Weiblein wieder heraus und trug ein Birkenreis in der Hand. Das alte Mütterchen kam jetzt dem Knaben viel größer vor, und es war so feierlich und ernst, daß er sich fast fürchtete.

„Du bist ein braves Kind, das mit armen und alten Leuten Mitleid hat, und dafür will ich dich belohnen. Nimm dieses Birkenreis und bewahre es gut, denn es wird dir goldene Früchte tragen." — Mit diesen Worten gab sie ihm das Reis und war ins Haus verschwunden.

Der Kleine mußte über das Geschenk beinahe lachen, doch behielt er den Zweig und eilte in den Wald zu seinem Holzbündel zurück. Er nahm es wieder auf den Kopf, trug die Gerte in der rechten Hand und wanderte durch den Wald. Da war er aber gar bald matt und müde, daß ihm die Augen zufielen und er sich dachte: „Ich will ein wenig rasten und schlafen, denn so geht das Fuhrwerk nimmer weiter." Gesagt, getan. Er legte das Bündlein ab, steckte das Birkenreis in die Erde, streckte sich dabei in das weiche Moos und fing an gar süß und sanft zu schlummern. Als die Sonne sich neigte und die Abendluft durch den grünen Wald zog, erwachte der Junge erst aus seinen schönen Träumen und rieb sich den schweren Schlaf aus den blauen Augen. Sein erster Blick ward auf das Holzbündel, sein zweiter auf das kostbare Birkenreis geworfen; doch wie groß war sein Erstaunen, als er an der Stelle des Zweiges einen stolzen Baum sah, an dem goldene und silberne Blätter und Früchte in die Wette flimmerten und glänzten. Ein Schrei der Freude entrang sich seiner Kehle, und jubelnd sprang er zum Wunderbaume und begann Blätter und Äpfel abzupflücken und sie in seinen Sack zu stecken. Als er ganz gefüllt und so schwer war, daß er genug zu tragen hatte, nahm Sepp vom Walde und seinem Bündel Abschied und eilte der Heimat zu. Die Mutter hatte indessen mit Bangen und Sehnen auf den lange wegbleibenden Knaben geharrt und besorgte ein Unglück. Wie groß war ihre Freude nun, als sie ihren Sohn in die Hütte treten sah und ihn jubeln hörte. Doch wie sie ihn ohne Holz und Reisig sah, wurde sie böse und sprach: „Wo hast du dich den ganzen Tag herumgetrieben? Ich habe dich am frühen Morgen um Holz in den Wald hinausgeschickt, und jetzt ist es später Abend, und du kommst ohne ein Scheitlein zurück."



„Sei nicht böse, liebes Mütterchen," fiel nun beschwichtigend der Knabe ein, „ich habe wacker gearbeitet, und du sollst mit mir zufrieden sein."

Bei diesen Worten schüttete er die silbernen und goldenen Blätter und Früchte auf den runden Tisch heraus, und die Schätze funkelten und glänzten, daß der Mutter fast das Sehen verging. „Woher hast du dieses goldene Zeug?" fragte besorgt die Mutter, denn sie fürchtete, der Schatz könnte nicht auf rechtem Wege erworben sein.

„Ich habe das alles im Walde verdient," jubelte der Junge auf und blickte mit freudetrunkenen Augen die erstaunte glückliche Mutter an. Er erzählte ihr nun die Geschichte vom alten Weiblein und vom goldtragenden Baume. Die Mutter war nun beruhigt und hoch erfreut, und seit diesem Tage litten beide keinen Mangel mehr, sondern waren reiche Leute.

Und wo ist das Bäumlein jetzt?

Es steht im dichten Walde draußen eine Viertelstunde hinter der Kapelle, und nur brave Buben können es finden. Oft bringt auch der heilige Nikolaus, wenn die Kinder fleißig beten, ihnen ein solches Bäumlein, und wenn du recht fromm bist, wird dir der heilige Mann auch eins bringen.



Die dummen Tiere.

Es isch emol e Bibbele[1] g'sinn, diß isch uff'm Feld spaziere gange. Uff einsmols fangt's an ze laufe, bis e-n-Endele zuem kommt. 's Endele het g'said: „Bibbele, was lauffch so?" — „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele[2] uffs Wäddele[3] g'falle."

Derno isch's Endele au mit geloffe. In e're Wyl[4] kumme sie zuem e Gänsele. Diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" 's Endele het g'said: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Endele, wer het dir's g'said?" — „'s Bibbele het merr's g'said." — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uffs Wäddele g'falle."

Derno isch's Gänsele au mit geloffe. In e're Wyl kumme sie zuem e Hundele. Diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Gänsele het g'said: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „'s Endele het merr's g'said." — „Endele, wer het dir's g'said?" — „'s Bibbele het merr's g'said." — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uffs Wäddele g'falle."

Derno isch's Hundele au mit geloffe. In e're Wyl kumme sie zuem e Haizel[5]. Diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Hundele het g'said: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Hundele, wer het dir's g'said?" — „'s Gänsele het merr's g'said." — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „'s Endele het merr's g'said." — „Endele, wer het dir's g'said?" — „'s Bibbele het merr's g'said." — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch mer e Stäckele uffs Wäddele g'falle."

Derno isch's Haizel au mit geloffe. In e're Wyl kumme sie zuem

1) Hühnchen. 2) Stecklein, Stäbchen. 3) Schwänzchen. 4) in einer Weile. 5) Ferkel.

e Kälwel. Diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Haizel het g'said: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Haizele, wer het dir's g'said?" — „'s Hundele het merr's g'said." — „Hundele, wer het dir's g'said?" — „'s Gänsele het merr's g'said." — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „'s Endele het merr's g'said." — „Endele, wer het dir's g'said?" — „'s Bibbele het merr's g'said." — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."

Derno isch's Kälwel au mit geloffe. In e're Wyl kumme sie zuem e Biewele[1]). Diß het g'said: „Jer Dierle, werum laufe-n-err so?" Derno hänn sie alli geruefe: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Wo denn?" — „'s isch im Bibbele schunn e Stäckele uffs Wäddele g'falle!"

Derno het sie's Biewele mitgenumme unn het sie unter e Kirschbaum g'fiehrt unn het anfange ze schiddle. Derno sinn Kirschestiel erabg'falle, alle-n-uff d' Wäddele, unn's Biewel het g'said: „Sehn iehr dummi Dierle, 's Bibbele isch underm Kirschbaum durchgange, derno isch em e Stiel uffs Wäddele g'falle, derno het's gemeint, jetz will der Himmel z'sammefalle."

Do henn sich die Dierle so g'schämmt, daß sie alli uße'nander geloffe sinn. Sie laufe noch; wer eins dervon fangt, derf's b'halde!

Der glückliche Schuster.

Es war einmal ein Schuster, und der saß auf seinem Dreifuß und zog lustig seinen Pechdraht und pfiff und sang dazu. Da kam der Herr Jesus an seinem Hause vorbei und sah den fröhlichen Mann und setzte sich zu ihm hin und sprach: „Gott grüß Euch, Schustermeister!" — „Schön Dank, Herr Wandersmann!" sprach der Schuster, denn er kannte den Herrn Jesum nicht. „Ihr scheint mir ein recht glücklicher Mann zu sein," fuhr Jesus fort, und der Schuster entgegnete: „Ei, was sollte mir auch fehlen? Gestern habe ich ein Paar Stiefel verkauft und von dem Gelde neu Leder und frisch Brot mitgebracht, und morgen sind die Stiefel wieder fertig, und da hab ich wieder Verdienst. Ist das kein glückliches Leben?" — „Doch!" antwortete Jesus; „aber hört einmal; ich muß heute noch fort von hier und hätte doch gern etwas von Eurer Hand gemacht. Wollt Ihr mir den einen fertigen Schuh

1) Büblein.

verkaufen? Ich will Euch soviel dafür geben, daß Ihr Leder für zwei und ein halb Paar kaufen könnt. Seid Ihr das zufrieden?" — „Ja, warum nicht?" sprach der Schuster, „ich bin Euch viel Dank schuldig; aber was wollt Ihr mit dem einen Schuh? Es ist ein gar wunderlicher Einfall von Euch." — „Darum kümmert Euch nicht," entgegnete Jesus und nahm den Schuh und gab dem Schuster das Geld und ging seines Weges weiter.

Drei Wochen später kam der Herr desselben Weges, um zu sehen, was der Schuster mache; aber in dem Schusterhäuschen war es so stille, wie in einem Mäuseloche. Das wunderte den Herrn Jesum sehr, und er trat hinein und fragte den Schuster, warum er nicht mehr singe. „Ei," sprach der Schuster, „ich habe das Geld da liegen, was mir übrig blieb und was ich durch dich gewann, und sehe nun, daß meine Kinder keine Schuh noch Strümpfe haben, und ich möchte sie ihnen doch so gerne kaufen. Aber ich habe nicht genug. Und liegt das Geld so da, wie leicht könnte es mir gestohlen werden!" — „Wenn das deine ganze Sorge ist," sprach Jesus, „dann will ich dir schon helfen," und gab dem Schuster Geld, um Schuh und Strümpfe für die Kinder zu kaufen, und wünschte ihm einen guten Tag und ging seines Weges weiter.

Nach drei Wochen kam der Herr abermals in die Nähe des Schusterhäusleins und freute sich schon, den Schuster nun recht lustig wieder singen zu hören. Aber darin betrog er sich, denn es war noch stiller in dem Häuslein, als vorher. Erstaunt trat Jesus hinein zu dem Manne und fragte, was denn nun noch fehle; er sänge ja gar nicht mehr. „Ja, das dank' dir der Gottseibeiuns!" fuhr der Schuster auf; „dein dummes Geld hättest du nur behalten sollen! Das hat mir nur Mäusenester in den Kopf gesetzt!" Und damit griff er unter das Kopfkissen von seinem Bette und nahm das Geld und warf es dem Herrn Jesus vor die Füße, und Jesus wurde böse darob und ging weg.

Am andern Morgen dachte der Herr, er müsse doch einmal zusehen, ob der Schuster nun glücklicher sei, und stieg aus dem Himmel nieder. Aber er war gewiß noch sechsmal so hoch als der höchste Kirchturm von der Erde, da hörte er den Schuster schon singen und jauchzen: „Juchhei, Juchheisa, Juchhei!" Da dachte der Herr: „Ach, was wäre es für ein gutes Leben auf der Welt, wenn alle Menschen so genügsam wären, wie der Schustermeister!"



Vom Kätzchen und vom Mäuschen

E Kätzel unn e Mysel[1]) sinn emol mit'nander gereist. Derno sinn sie an e Wässerle kumme unn henn nidd niwwer g'kennt[2]); derno hänn sie e Strohhälmel genumme unn hänn's driwwer gelait[3]), unn 's Kätzel het zuem Mysel g'said: „Mysele, geh du z'ersch[4]) niwwer!" Awwer 's Mysele het nidd gedraud unn het g'said: „Kätzele, geh du z'ersch!" Derno het sich's Kätzel uff de Wäi[5]) gemacht. Wie's awwer uffs Strohhälmel kumme-n-isch, isch's Strohhälmel erzwei gebroche, unn's Kätzel isch ins Wasser g'falle. Do het 's Mysel so arri[6]) lache mien[7]), daß 'm 's Bichel[8]) versprunge-n[9])-isch.

Derno isch's Mysel zuem Schuemacher gange unn het g'said: „Schuemacher, du mir myn arm's Bichele flick!" Der Schuemacher het g'said: „Mysele, du mir Birschde[10]) gib, derno ich dir dyn arm's Bichele flick!"

Derno isch's Mysel zuem Haizel[11]) gange unn het g'said: „Haizel, du mir Birschde gib, Birschde ich im Schuemacher bring, Schuemacher mir myn arm's Bichele flickt." 's Haizel het g'said: „Mysele, du mir Kleie gib."

Derno isch's Mysel zuem Miller gange unn het g'said: „Miller, du mir Kleie gib, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birschde gidd[12]), Birschde ich im Schuemacher bring, Schuemacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Miller het g'said: „Mysele, du mir Frucht gib!"

Derno isch's Mysel zuem Acker gange unn het g'said: „Acker, du mir Frucht gib, Frucht ich im Miller bring, Miller mir Kleie gidd,

1) Mäuschen. 2) hinübergekonnt. 3) gelegt. 4) zuerst. 5) auf den Weg. 6) arg, sehr. 7) müssen. 8) Bäuchlein. 9) geplatzt. 10) Borsten. 11) Ferkel. 12) gibt.

Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birschde gidd, Birschde ich im Schuemacher bring, Schuemacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Acker het g'said: „Mysele, du mir Dung gib!"

Derno isch's Mysel zuem Ochse gange unn het g'said: „Ochs, du mir Dung gib, Dung ich im Acker bring, Acker mir Frucht gidd, Frucht ich im Miller bring, Miller mir Kleie gidd, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birschde gidd, Birschde ich im Schuemacher bring, Schuemacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Ochs het g'said: „Mysele, du mir Wasser gib!"

Derno isch's Mysel zuem Bach gange unn het g'said: „Bach, du mir Wasser gib, Wasser ich im Ochs bring, Ochs mir Dung gidd, Dung ich im Acker bring, Acker mir Frucht gidd, Frucht ich im Miller bring, Miller mir Kleie gidd, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birschde gidd, Birschde ich im Schuemacher bring, Schuemacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Bach het g'said: „Mysele, nimm so viel de widd!"

Derno het's Mysel genumme, was es het drauje[1]) kenne, unn het's im Ochse gebrocht. Der Ochs het'm Dung gänn; de Dung het's Mysel im Acker gebrocht; der Acker het'm Frucht gänn; d' Frucht het's Mysel im Miller gebrocht; der Miller het'm Kleie gänn; d' Kleie het's Mysel im Haizel gebrocht; 's Haizel het 'm Birschde gänn; d' Birschde het's Mysel im Schuemacher gebrocht, unn der Schuemacher het 'm Mysel sinn arm's Bichele g'flickt.

Es ist schon gut.

Ein Bauer hatte eine Kuh und eine Ziege; es wurde ihm aber die Fütterung zu schwer, und er sagte zu seiner Frau: „Wir wollen die Kuh verkaufen, ich bringe sie auf den Markt." Er nahm also die Kuh und zog mit ihr ab. Bald aber kamen drei Studenten, die sprachen: „Bauer, wo willst Du mit der Ziege hin?" Ach, sagte er, ob sie denn nicht gescheit wären, seine Ziege sei ja zu Hause, er hätte die Kuh am Stricke. Ei, sagten die Studenten, da hätte er sich vergriffen und die Ziege genommen. Damit gingen sie fort, machten einen kleinen Umweg,

1) tragen.

kamen dann wieder und sagten: „Bauer, wo willst Du mit der verdammten Ziege hin?"

Ach, sagte er wieder, ob sie denn nicht gescheit wären, es wären ihm da schon drei Studenten begegnet, die hätten auch so gesprochen; es wäre aber keine Ziege, es wäre seine Kuh.

„Lieber Mann," sagten die Studenten, „da hat Er sich vergriffen und die Ziege genommen; wenn Er ein andermal seine Kuh verkaufen will, so seh' er besser zu."

Jetzt gingen die drei Studenten durch ein Holz, machten einen Umweg und begegneten dem Bauer zum drittenmal.

„Bauer," sagten sie, „wo willst Du mit der Ziege hin?"

Nun, sagte der Bauer, es seien ihm nun schon zweimal Studenten begegnet, die hätten auch so gesprochen; es wäre ja aber seine Kuh, — er müßte sich denn vergriffen und die Ziege für die Kuh genommen haben.

Ei, sagten sie, das sähe er doch wohl, daß es eine Ziege wäre, gewiß stände die Kuh daheim im Stalle; ob er denn die Ziege nicht verkaufen wolle?

Ei nun, sagte er, wenn er sich vergriffen und die Ziege genommen hätte, so wollte er sie auch verkaufen. Was sie denn dafür geben wollten?

Sie wollten ihm fünf Taler geben, sagten sie. Das gefiel dem Bauer ganz wohl, und der Handel ward geschlossen. Die Studenten gaben ihm fünf Taler, nahmen die Kuh und zogen ab.

Der Bauer ging heim und sagte zu seiner Frau: „Da hab' ich die verdammte Ziege verkauft." Ach, sagte die Frau, die Ziege stände ja im Stalle, er hätte die Kuh geführt. Ei, sagte er, ob sie denn nicht bei Verstande sei? Dreimal seien drei Studenten bei ihm gewesen und hätten gefragt, wo er mit der Ziege hinwolle. Die Frau aber führte ihn in den Stall zu der Ziege, und nun sagte er: „Dann sind das immer die nämlichen Studenten gewesen, ich werde ihnen aber auch schon wieder eine Nase drehen."

Nun machte der Bauer seinen Plan, und ein guter Freund mußte ihm auf sein Grundstück hundert und funfzig Taler leihen. Dann setzte er einen runden Hut auf und ging fort in die Stadt, kehrte in dem Wirtshause ein, wo die meisten Studenten sich aufhielten und gab dem Wirt funfzig Taler, ging nach dem andern Wirtshause, händigte

auch dort dem Wirt funfzig Taler ein und ebenso im dritten Wirtshause. Dafür machte er mit den Wirten aus, daß sie an Speisen und Getränken so viel auftragen sollten, als er verlangte, und daß sie antworten sollten: „Es ist schon gut," wenn er nach der Zeche frage.

Am andern Tage setzte der Bauer sich ins erste Wirtshaus und ließ sich Essen und Trinken bringen, daß die Heide wackelte, wie man zu sagen pflegt. Bald kamen auch die drei Studenten aus dem Collegienhause gegenüber, kannten aber den Bauer in seinem Sonntagsstaate und in dem Hütchen nicht wieder. Der nötigte sie zum Essen und Trinken, und der Wirt trug immerfort auf. Endlich fragte der Bauer nach der Schuldigkeit und griff dabei so ein bißchen an sein Hütchen. Da sagte der Wirt: „Es ist schon gut." Die drei Studenten sahen einander an, der Bauer aber stand auf, als wär' es ganz in Ordnung, daß ihm der Wirt diese Antwort gegeben hätte und ging seiner Wege.

Am andern Morgen sah man den Bauer schon wieder in seiner Sonntagskleidung durchs Dorf nach der Stadt zu gehen, wie eben erst der Tag graute. Der Torwärter hatte das Tor noch nicht lange aufgeschlossen und sah noch ganz verschlafen aus, als er dort einzog. Er ging heute ins zweite Wirtshaus, da war er schon früh auf seinem Posten, und als es gegen Mittag war, ließ er sich wieder auftragen vom Schönsten und Besten. Es dauerte nicht lange, so kamen die drei Studenten; der Bauer lud sie wieder ein mit ihm zu speisen und zu trinken und bewirtete sie noch viel schöner als am ersten Tage im Collegienwirtshause. Wie's ans Bezahlen ging, griff der Bauer an sein Hütchen und fragte nach der Zeche. Der Wirt sagte wieder: „Es ist schon gut," und damit stand er auf und ging seiner Wege.

Die Studenten aber beredeten sich später ordentlich und sprachen: „Das muß ein Wünschhütchen sein, was der Bauer trägt, denn sowie er daran dreht, ist die Zeche bezahlt. Wir müssen sehen, daß wir's ihm abkaufen. Denn wenn wir alles, was wir essen und trinken, das ganze Jahr hindurch bezahlen sollen, so reicht unser Geld lange nicht aus, jetzt aber haben wir noch Mutterpfennige, da können wir das Hütchen wohl bezahlen."

Der Bauer aber war am andern Tage wieder mit dem Haushahn heraus und auf dem Wege nach der Stadt. Er ging wieder in ein anderes Wirtshaus, und auch da traf er des Mittags die Studenten.

Das Essen und Trinken in dem zweiten Wirtshause war noch nichts gewesen gegen das Leben in dem dritten. Als sie aber gegessen und getrunken hatten, fragte der Bauer wieder: „Was ist die Zeche?" und drehte dabei an seinem Hute. Da sprach der Wirt: „Es ist schon gut."

Nun, sagten die Studenten, ob denn der Hut nicht zu verkaufen sei? Der Bauer aber antwortete: Nein, der sei ihm lieber, als viel Geld. Wenn er im Wirtshause noch so viel äße und tränke, so sei doch alles immer gleich bezahlt, und sobald er an das Hütchen griffe, sei reine Rechnung, und das sei viel wert. Sie hätten es ja selbst erfahren, was das Hütchen alles bezahlen könne, Wildschweinsbraten, Gänsebraten, Schellfisch und alle Weine, die es nur gäbe.

Durch diese Rede sind aber die Studenten noch viel begieriger nach dem Wünschhütchen geworden, und sie boten ihm als erstes Angebot fünfhundert Taler dafür.

„Ei, wie wird mir das Hütchen für fünfhundert Taler feil sein?" erwiederte der Bauer. Die Studenten boten ihm endlich achthundert Taler. Als der Bauer dies Gebot hörte, antwortete er: „Nun, so mag es darum sein," gab es hin, steckte seine achthundert Taler ein, ging heim und sagte zu seiner Frau: „Erst haben mir die Studenten die Kuh abgekauft als Ziege, und nun haben sie auch noch mein altes Hütchen dazu genommen für achthundert Taler." Der Bauer war mit den Handelsgeschäften, die er seit acht Tagen gemacht hatte, ganz zufrieden, aber die Studenten?

Sie nahmen das Hütchen und gingen in das Wirtshaus, wo sie zum erstenmal den Bauer getroffen hatten. Der Wirt mußte zu essen und zu trinken bringen, und sie ließen es sich alle drei gar wohl sein im Wein und andern Herrlichkeiten. Der älteste Student hatte das Hütchen aufgesetzt, und als sie gegessen und getrunken hatten, fragte er so recht verwegen: „Herr Wirt, was ist die Zeche?" Da kam der Wirt mit der Kreide und rechnete, und sie mußten alles bezahlen.

Am andern Tage setzte der zweite Student das Hütchen auf, denn sie meinten, der Älteste wisse keinen rechten Bescheid, verstehe mit dem Hütchen nicht umzugehen und könne es nicht ordentlich drehen. So gingen sie in das Wirtshaus, wo sie am zweiten Tage mit dem Bauer gewesen. Als aber der zweite Student nun fragte: „Herr Wirt, was

ist die Zeche?", da kam auch der herbei mit der Kreide und machte ihnen die Rechnung.

Der jüngste Student behauptete steif und fest, die andern beiden wüßten das Hütchen nur nicht zu drehen. Er setzte also am dritten Tage das Hütchen auf, und sie gingen ins dritte Wirtshaus. Als sie gegessen und getrunken hatten, drehte er das Hütchen auf seinem Kopfe beinahe in Stücken, und dabei fragte er nach der Zeche. Aber da kam er bei dem Wirt schön an! der machte die Zeche nach der Schwierigkeit und schenkte ihnen nicht einen Heller.

Damit war die Geschichte aus, — die Studenten hoffen aber trotzdem noch immer einmal an ein Hütchen zu kommen, das die Wirtsrechnungen für sie bezahlen kann.

Petrus und der Kuchen.

Als unser Herrgott noch auf Erden wandelte, ging er einmal durch ein schönes weites Tal. Er war sonst allein, nur der heilige Petrus begleitete ihn. So wanderten sie den ganzen Vormittag. Christus sprach in Parabeln, und der Apostel hörte zu. Als aber die Mittagsstunde gekommen war, und es auf den Gütern zu Mittag läutete, da war dem St. Petrus die Aufmerksamkeit vergangen, denn die Magenuhr ließ ihm keine Ruhe mehr, und der Hunger rief immer: „Es ist Zeit zum Essen."

Der liebe Heiland merkte bald, wo seinen Jünger der Schuh drückte, und sprach zu ihm: „Siehst du da drüben aus dem Kamin den Rauch aufsteigen? Es dampft und raucht so stark, daß wohl etwas Besseres dort gekocht wird. Geh hinüber und bitte die Bäuerin für dich und mich um einen Kuchen, denn es hungert uns."

St. Petrus ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging zu dem Bauernhofe hin und fand die Bäuerin gerade in der Küche, wo sie Kuchen buk. Sie war ein gar mildtätiges Weib und gab dem Apostel anstatt zweier Kuchen ihrer drei. Das gefiel dem Hungrigen, und er dachte: „Den kannst du für dich allein behalten," nahm den dritten unter die Achsel und verbarg ihn. So kehrte er zum göttlichen Meister,

der auf einem Steine saß und seiner harrte, zurück und zeigte ihm die zwei Kuchen. Der Heiland wußte wohl um den dritten, den Petrus verborgen unter der Achsel hielt, verlor aber kein Wort darüber. Er nahm den einen Kuchen, und den andern ließ er dem Petrus. So aßen sie nun und stillten sich den Hunger. Als sie aber die Kuchen verzehrt hatten, sprach der Herr: „Der himmlische Vater hat uns gespeist, wir wollen ihm auch danken, und weil er heute besonders gut mit uns war, wollen wir mit ausgebreiteten Händen zu ihm beten." — Christus kniete nun nieder, breitete seine Arme aus und betete, und Petrus mußte es, weil es sein Meister tat, auch tun. Wie er aber die Arme ausbreitete, fiel der verheimlichte Kuchen zu Boden. Da wurde der Apostel vor Scham feuerrot, und so wird es auch dir gehen, mein Kind, wenn du Dinge verheimlichst und sie dann aufkommen.

Unser Herr als Bettler.

Es ist schon lange, lange her, da lebte einmal ein altes Weiblein, das entsetzlich arm war. Sie konnte sich wenig verdienen, und betteln gehen wollte sie nicht, denn sie dachte immer: „Lieber als daß ich betteln geh', verkaufe ich meinen Löffel."

Wie das arme Weiblein nun einmal in ihrem Stübchen so dasaß und über ihre Not nachdachte, kam ein Bettelmann, der war recht zerlumpt und sah so bleich und mager aus, wie die teure Zeit. Der Bettler bat gar schön und um Gotteswillen um ein kleines Almosen, und das Weiblein wußte fast nicht, was sie tun sollte, denn sie hatte nichts als eine Henne, und den Bettler ganz leer weggehen lassen wollte sie auch nicht. Sie wurde endlich mit sich einig und hieß den Bettler sich setzen und ein wenig ausrasten. Dann ging sie in die Küche, stach die Henne ab, kochte sie und setzte sie zusammen mit einer kräftigen Suppe dem Bettler vor. Der Alte ließ sich Suppe und Henne gefallen, aß recht wacker los, und als er wegging, konnte er fast nicht aufhören zu danken. Als der arme Mann schon zur Tür hinaus war, erinnerte sich das Weiblein, daß sie noch ein wenig Tuch im Kasten habe, und holte gleich ein Stückchen vom Tuch für den Bettler, damit

er sich ein Hemd machen könnte. Mit dem Tuche lief sie nun dem Bettler nach und schenkte es ihm. Der Arme nahm es lächelnd mit Dank an und sprach: „Weil du mit mir so gut gewesen bist, so schneide Tuch herab, bis die Sonne untergeht." Er sprach's und verschwand glänzend, wie eine Wolke, die bei Sonnenuntergang am Himmel hängt.

Das Weiblein ging nun eilig nach Hause und fing an Tuch herabzumessen und nahm sich den ganzen Tag hindurch kaum Zeit zu atmen, so beschäftigt war sie. Und wie die liebe Sonne hinter den Bergen zur Ruhe ging, da war das ganze Häuslein, in dem sie wohnte, gesteckt voll schneeweißer Leinwand, die so schön war, daß sich der Kaiser daraus hätte das Festtagstischzeug machen lassen können. Sie maß noch fort, und als die schwarze Nacht kam, hatte sie keinen Platz mehr für ihr Tuch und mußte viele, viele Stücke bei guten Nachbarn aufbewahren lassen. Da machte wohl manche Bäuerin Augen über das schöne Tuch, daß man ihr's leicht ansah, wie gern sie's gehabt hätte.

Dem Weiblein fehlte es aber nie mehr, so lange es lebte, an Gottes Segen, und es tat auch den Armen immerfort gar viel Gutes.

Großmütterchen Immergrün.

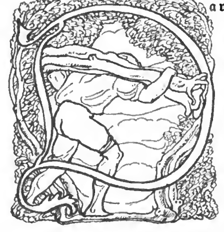
Es war einmal eine kranke Mutter, die hatte Herzweh nach Erdbeeren und schickte deshalb ihre beiden Kinder ins Holz, daß sie ihr welche suchten. Als das Körbchen voll war, — keins aber hatte eine gegessen, so lieb hatten sie die Mutter —, da kam ein altes Mütterchen daher, das war ganz grün angezogen und sprach zu ihnen: „Ich bin hungrig und kann mich nicht mehr bücken, so alt bin ich. Schenkt mir ein paar Erdbeeren." Und sie erbarmten sich der alten Frau und schütteten ihr das Körbchen in den Schoß. Als sie hierauf forteilten, um andere zu pflücken, rief das Mütterchen sie zurück, nahm sie bei der Hand und sagte: „Nehmet die Erdbeeren nur wieder, ich finde doch schon welche. Und weil ihr ein so gutes Herz habt, schenke ich dir eine weiße und dir eine blaue Blume. Nehmet sie wohl in acht, bringt ihnen alle Morgen frisches Wasser und zankt nicht miteinander." Sie dankten und eilten nach Hause

Als die Mutter die erste Erdbeere an die Lippen brachte, da war sie gesund. Und das hatte Großmütterchen Immergrün getan. Und als die Kinder die Geschichte erzählten, da dankte sie der holden Frau und freute sich der Kinder, und so oft diese die Blumen ansahen, die immer frisch und lieblich waren, gedachten sie an das Wort: „Zanket nicht miteinander!“ Eines Abends jedoch entzweiten sie sich und gingen friedlos zu Bette; und als sie am Morgen die Blumen tränken wollten, siehe! da waren diese kohlrabenschwarz. Da erschraken sie, nahmen sie traurig in die Hand und weinten viele, viele Tränen auf die Blumen. Und siehe! die weiße wurde wieder weiß und die blaue wieder blau. Seit dem Tage haben sie immer Frieden miteinander gehalten, und die Mutter hat sie gesegnet im Leben und im Tode, und sind also die Blumen ein großer Schatz für sie geworden und haben sie Großmütterchen Immergrün lieb gehabt bis an ihren Tod.

Der Fuchs und der Bauer.

Die Jäger waren hinter einem Fuchse her, daß der Fuchs zuletzt nicht wußte, wo er hin sollte. Da sah er in der Ferne einen Bauern mit einem Wagen voll Stroh. Er rannte hin und sagte zu dem Bauern: „Laß mich auf deinen Wagen ins Stroh kriechen, dann können mich die Jäger nicht finden, aber du mußt mich nicht verraten.“ „Das weißt du ja besser, daß ich das nicht tu! Nur schnell, dort kommen sie schon!“ Die Jäger fragten den Bauern, ob er den Fuchs nicht gesehen habe. Der Bauer sagte nein, wies aber nach hinten auf das Stroh. Indessen die Jäger verstanden das nicht und gingen fort. „Nun komm nur heraus,“ sagte der Bauer, „aber habe ich nicht schön für dich gesprochen?“ „Ja,“ antwortete der Fuchs, der sein Sprechen gehört und sein Winken gesehen hatte, „Du sprachst wie ein Mann und winktest wie ein Schelm!“

Der starke Franz.



a war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, der älteste hieß Christian, und der jüngste hieß Franz. Franz war aber viel größer, als sein älterer Bruder und stärker als sein Vater und Bruder zusammen, obgleich er viel jünger war. An einem Tage sprach der Vater zu seinen Söhnen: „Kommt, wir wollen in den Wald und etwas Brennholz holen." Sie gingen hin, konnten aber kein rechtes Brennholz finden. Da faßte Franz den größten Baum beim Stamme an und riß ihn mit der Wurzel heraus und nahm ihn auf die Schulter. So machte er es noch mit sieben oder acht von solchen Bäumen und sprach zu seinem Vater: „Wir wollen uns doch eine Tracht Brennholz mit nach Hause nehmen und nicht umsonst gehen." Er trug darauf die Bäume alle mit einander nach Hause. Aber der Vater sprach: „Du verschändest uns noch das ganze Holz, ein ander Mal sollst du nicht so viel herausreißen." Als sie daher das nächste Mal wieder in den Wald wollten, um Brennholz zu holen, sprach Franz: „Ich muß mir nur ein anderes Holz suchen oder einen andern Herrn; denn mit euch will ich nicht wieder gehn." Darauf ging Franz allein fort und wanderte weiter in den Wald hinein. Wie er nun da so umherging, so begegnete ihm ein kleiner Mann, der hieß Hermanni, und redete ihn an und fragte ihn, wenn er einen Dienst suche, ob er nicht Lust hätte, bei ihm einzutreten? „Ja," sagte Franz, „warum nicht, wenn der Herr guten Lohn gibt!" Da antwortete Hermanni: „Du erhältst vierhundert Mark Lohn und zweihundert Mark zum Gottespfenning; du hast dafür weiter nichts zu tun, als meinen braunen Hengst aufzupassen, und um etwas anderes hast du dich nicht zu kümmern." Franz war mit dem Lohn zufrieden, und der Herr führte ihn auf sein Schloß,

das auf einem hohen Berge lag. Da mußte Franz den Hengst aufpassen; er striegelte und fütterte ihn alle Tage und versah seinen Dienst, wie es sein mußte.

Als nun das Jahr um war, kam der Herr wieder zu Franz und fragte, ob er nicht Lust hätte, wieder ein Jahr bei ihm zu bleiben. „Ja," sagte Franz, „aber ich möchte gerne mehr Lohn haben." Da sprach der Herr: „Ich will dir dies Jahr achthundert Mark Lohn geben und vierhundert Mark zum Gottespfenning; du hast dafür weiter nichts zu tun, als meinen Hengst aufzupassen, um was anderes darfst du dich nicht bekümmern." Franz entschloß sich gleich, noch ein Jahr bei Hermanni auf dem Schlosse zu bleiben; aber er bat um die Erlaubnis, doch einmal seinen Vater und Bruder besuchen zu dürfen. Der Herr antwortete: „Das kann auch gerne angehen; aber es ist nur keiner da, der während deiner Abwesenheit den Hengst aufwartet." Da sagte Franz: „Wenn weiter nichts im Wege ist, als das, so kann ich gehen, denn in einem Tage mache ich die Reise und bin am Abend wieder hier." Nun ging Franz bald einmal zu seinem Vater und seinem Bruder, und die freuten sich sehr, daß sie ihn einmal wieder sähen, den sie so lange vermißt hatten. Der Vater fragte ihn, wo er denn so lange gewesen sei. Aber Franz antwortete: „Das kann ich euch nicht sagen." Und als Franz Abends wieder nach dem Schlosse wollte, bat sein Bruder Christian ihn begleiten zu dürfen und wollte mit. Aber Franz sprach: „Wo ich hingehe, dahin kannst du mir nicht folgen"; er ging nun allein wieder nach dem Schlosse seines Herrn. Da kam dieser am andern Morgen zu ihm und sprach: „Franz, siehst du da zu Norden im Schlosse eine Tür? Die mußt du ja nicht aufmachen, sonst wird es dir schlecht gehen; bist du mir aber gehorsam, sollst du es auch ferner gut bei mir haben." Franz versprach das seinem Herrn, versah treulich seinen Dienst, und das Jahr verging ihm so schnell, daß es ihn däuchte, es wären nur wenige Tage gewesen.

Als das Jahr vorüber war, kam der Herr Hermanni wieder zu Franz und fragte ihn, ob er wohl wieder bei ihm bleiben wollte. Franz antwortete, daß er's schon zufrieden wäre, wenn er nur etwas mehr Lohn bekäme. Da sprach der Herr: „Ich will dir für dies

dritte Jahr sechzehnhundert Mark Lohn geben und achthundert Mark zum Gottespfenning, du weißt, wie du deinen Dienst zu versehen hast." Franz diente nun bei dem Herrn auch noch das dritte Jahr. Als es aber beinahe um war, war der Herr verreist. Da dachte Franz: „Du könntest doch einmal die Nordtür des Schlosses öffnen, um zu erfahren, was da zu sehen ist. Das kann doch nicht so viel schaden, und der Herr merkt's nicht; der ist ja nicht zu Hause." Franz ging also zu der Tür und öffnete sie, ohne sich lange zu bedenken. Da befand er sich auf einmal in einem wunderschönen Garten voll ganz wunderbarer Blumen; denn alle Sträuche, die er sah, die waren von Demant, Gold und Silber. Da pflückte Franz von jedem Strauche sich ein Sträußchen ab, wickelte sie in sein Taschentuch und steckte sie zu sich. Dann ging er wieder aus dem Garten; als er nun aber in den Stall kam, konnte der Hengst zu seiner Verwunderung sprechen und fing an zu reden: „Franz, was hast du getan! Sattle mich nur gleich und schwing dich auf; die Flucht allein kann uns retten, wir sind sonst beide des Todes." Schnell tat Franz, wie der Hengst ihm befohlen hatte, sattelte ihn und schwang sich darauf, und in fliegender Eile jagte er davon.

Als sie nun schon viele Meilen weit gekommen waren, sprach der Hengst zu Franz: „Sieh dich einmal um, mich dünkt, es kommt was hinter uns drein!" Franz sah sich um und sprach: „Ja, der Herr hat uns schon beinahe eingeholt." „So wirf deine Reitpeitsche hinter dich," sprach der Hengst, und wie Franz das getan hatte, war hinter ihnen ein großer, hoher, dichter Zaun, daß der Herr lange arbeiten mußte, ehe er hindurchkam. Unterdes waren Franz und der Hengst weit voraus gekommen. Endlich aber sprach der Hengst wieder zu Franz: „Sieh dich einmal um, mich dünkt, es ist was hinter uns." Franz sah sich um und rief: „Ja, der Herr ist uns gleich auf den Fersen." „So wirf deinen Mantelsack hinter dich," sprach der Hengst, und als Franz das getan, stand ein großes Gebirge hinter ihnen, viele tausend Fuß hoch. Da hatte der Herr erst lange zu klettern, ehe er hinüber kam, aber er holte die Flüchtlinge am Ende doch wieder ein. Da sprach der Hengst zu Franz: „Sieh einmal hinter dich, mich dünkt, es kommt wieder was." „Ja," rief er, „der Herr ist uns wieder ganz nahe." „So wirf die Pferdedecke von dir," sagte der



Hengst; da entstand zwischen ihnen und dem Herrn Hermanni ein großes Wasser; da konnte er nicht hin-über kommen und nicht durchwaten, und darum legte er sich nieder und wollte es austrinken. Aber es war eine solche Menge Wasser da, daß er davon mitten von einander barst und starb. Nun ritt Franz noch eine Strecke weiter und kam bald zu einem an-mutigen, grünen Holze. Da ließ er seinen Hengst grasen, legte sich selber in den Schatten und verzehrte seine Kost, soviel er mitgenommen hatte, und nachdem er seine Mahlzeit gehalten, schlief er ermüdet von der beschwerlichen Reise ein.

Als Franz die Augen wieder aufschlug, stand da ein Tisch vor ihm, und auf dem Tische lag ein Schwert. Da sprach der Hengst:

„Jetzt hau mir mit dem Schwerte den Kopf ab!" „Das wäre ja der größte Undank, den ich an dir begehen könnte," antwortete Franz; „du hast mir so viel Gutes erwiesen, und ich sollte dir dafür das Leben nehmen?" „Tue es nur," sprach der Hengst, „es wird dein Glück sein und meines." Weil der Hengst nun so viel bat, nahm Franz zuletzt das Schwert und hieb ihm den Kopf ab; da stand mit einemmale eine schöne Dame vor ihm und sprach: „Fürchte dich nicht, lieber Franz! Ich bin eine Prinzessin von Rußland und war von dem bösen Hermanni entführt und in einen Hengst verzaubert. Nun hast du mich erlöst, und vorher hast du mich immer so gut bedient; dafür werde ich dir allezeit dankbar und hilfreich sein. Darum hast du hier einen kleinen Stock; damit schlage, sobald du in Not bist, nur an diesen hohlen Baum; dann werde ich dir aus jeder Verlegenheit helfen." Franz nahm das Stöckchen zu sich, dankte der Prinzessin und nahm von ihr Abschied; dann begab er sich zu Fuß auf den Weg und kam bald in eine Königsstadt. Da, dachte er, müßte er bleiben, und er erkundigte sich, ob nicht etwa ein Gärtner einen Burschen brauchen konnte. Die Leute wiesen ihn zu einem Gärtner, der seinen Garten neben dem Schlosse des Königs hatte. Franz fragte, ob er ihn nicht als Lehrling annehmen wollte; dem Gärtner gefiel der Junge, sie wurden sich einig, und Franz trat bei ihm in Dienst.

Nun wies der Gärtner ihm verschiedene Arbeiten an, aber Franz verstand nichts davon und machte alles schlecht. An einem Tage sollte er aus einem Beete, worauf Wurzeln gesäet waren, das Unkraut ausgäten. Der Gärtner sagte: „Das Kraut mit den krausen Blättern mußt du stehen lassen; denn das sind die Wurzeln; alles andere aber ist Unkraut, das raufe aus." Franz zog nun ein Kraut mit krausen Blättern aus, aber er fand keine Wurzeln daran; da dachte er, es sind keine Wurzeln, und zog die Wurzeln nebst dem Unkraut aus. Als nun der Herr kam und sah, daß das ganze Beet verwüstet war, ward er sehr ärgerlich und sagte: „Geschieht's noch einmal, so jage ich dich aus dem Dienst." Er wies ihn darauf an, daß er Kartoffeln hacken sollte und zeigte ihm so und so und lehrte ihn, wie er's machen müsse, daß die Knollen nicht beschädigt würden und die Pflanzen alle in der Reihe stünden, mit den Rillen dazwischen. Als aber

der Herr fortgegangen und Franz allein fortarbeitete, so hackte er alles zu einem ebenen Felde. Nun ward der Herr noch verdrießlicher und drohte: „Geschieht's noch einmal, so jage ich dich ganz gewiß aus dem Dienst."

Da schickte der Gärtner Franz einmal in den Garten und sagte ihm, er solle nachsehen, wie der Weißkohl stünde. Franz kam in den Garten, und der Kohl stand gut. Aber er würde doch noch besser aussehen, dachte Franz, wenn er wie die Sträuche im Garten des Herrn Hermanni wäre. Er langte in die Tasche und zog die Zweige hervor, die er damals abgebrochen, und bestrich damit den Weißkohl her und hin, daß er wie lauter Demanten und Gold und Silber funkelte. Das sah die königliche Prinzessin vom Fenster des Schlosses aus und sandte sogleich zum Gärtner und ließ ihm sagen, daß er ihr einiges Gemüse aufs Schloß schicke, aber sein Lehrbursch sollte es bringen. Der Gärtner tat darauf junge Erbsen und Wurzeln in einen Korb, und Franz ging damit nach dem Schlosse. „Guten Tag, Mädchen," rief er, als er eintrat. „Danke," war ihre Antwort. „Hier bringe ich dir Gemüse, Erbsen und junge Wurzeln." „Gut," sagte sie, „komm ein wenig herein, setz dich und iß ein wenig." „Das könnte ich auch wohl tun," sagte Franz, ging zur Stube hinein, setzte sich an den Tisch, der mit Wein und schönen Speisen wohl besetzt war, und aß und trank, als wenn er in drei Tagen nichts gekriegt hätte. Die Prinzessin freute sich an ihm, als er aber satt war, fragte sie, was sie ihm für das Gemüse schuldig sei. „Hundert Taler," sagte Franz. Die Prinzessin gab ihm das Geld, soviel er verlangt hatte; als er aber nach Hause kam, und sein Herr ihn fragte, wie viel er bekommen habe, warf Franz die hundert Taler auf den Tisch. Da rief der Herr: „Junge, da hast du viel zu viel genommen." „Nein," sagte Franz, „die Prinzessin hat sie mir gegeben."

Nach einigen Tagen schickte die Prinzessin vom Schlosse zu dem Gärtner und bestellte abermals Gemüse, aber der Lehrjunge sollte es bringen. Da packte der Herr wieder junge Erbsen und Wurzeln in den Korb für Franz und schickte ihn hinauf. „Guten Tag, Mädchen," sagte er wieder, als er ins Haus trat. „Schönen Dank," antwortete die Prinzessin. „Hier bringe ich dir wieder Erbsen und Wurzeln." „Gut," sagte sie und nötigte ihn herein wie das vorige Mal, be-

wirtete ihn aufs beste, und Franz aß und trank, und trank so viel Wein, daß er zuletzt auf dem Stuhl einschlief. Da nahm die Prinzessin ihm heimlich die Sträuße von Demanten, Gold und Silber aus der Tasche, als er aber aufwachte, forderte er zweihundert Taler für das Gemüse. Die Prinzessin gab sie ihm, und Franz ging vergnügt nach Hause. Aber sogleich als er in den Garten kam, langte er in die Tasche, da waren seine Sträuße weg. Er suchte und suchte, konnte sie aber nirgends finden, er ward ganz verdrießlich und unzufrieden. Sein Herr merkte das und fragte, was ihm fehle und was er verloren. Aber Franz antwortete: „Das kann und will ich Ihm nicht sagen."

Nach einigen Tagen ließ die Prinzessin wieder Gemüse nach dem Schloß bestellen, und Franz mußte damit hin. Als er eintrat, sprach er verdrießlich: „Hier bringe ich Euch das Gemüse." Die Prinzessin bat ihn nun, er möchte doch herein kommen und wieder ein wenig essen; aber Franz wollte nicht. Da fragte sie ihn, was ihm denn fehle? er wäre ja so mürrisch. „Was sollte mir wohl fehlen?" sagte Franz, „meine Sträuße sind weg." Da antwortete ihm die Prinzessin: „Wenn es nur weiter nichts ist, so sei nur zufrieden; denn die Sträuße habe ich. Als du neulich hier warst, habe ich sie dir aus der Tasche genommen, und nun will ich sie dir unter der Bedingung wieder geben, daß du mit mir zu meinem Vater gehst und uns einmal recht deine Kunst zeigst." Dazu war Franz gleich bereit; die Prinzessin führte ihn zu ihrem Vater, dem König, und sagte: „Hier bringe ich dir den größten Kunstmaler in ganz Europa." „Das will was sagen," sagte der alte König, „dann laß ihn einmal seine Kunst zeigen." Franz nahm nun seine Sträuße und bemalte den Tisch des Königs über und über mit einer Farbe, als wenn es lauter Demanten, Gold und Silber wäre. Der König erstaunte, beschenkte Franz reichlich und wollte ihn nach Hause schicken. Allein die königliche Prinzessin stellte ihrem Vater vor, daß sie den jungen Menschen noch heiraten möchte. Das wollte aber der König nicht; allein die Prinzessin sagte, wenn sie Franz nicht haben sollte, dann wollte sie gar keinen Mann haben. Da mußte der alte König einwilligen; Franz ward geholt und gefragt, er sagte nicht nein, und die Verlobung ward gefeiert. Da aber sprach der König zu Franz: „Mein Sohn, jetzt mußt du zusehn,

daß du ein Schloß bekommst; wie wirst du dazu Anstalt machen? Du kannst doch nicht eher Hochzeit machen." Franz antwortete: „Ich verlange weiter nichts von euch, als den großen Heideviert, vierhundert Morgen groß." „Den sollst du haben," sprach der König, „aber was weiter?" „Dafür laßt mich sorgen, lieber Vater," sagte Franz.

Am andern Morgen ritt nun Franz in aller Frühe nach dem Holze zu dem hohlen Baum, den ihm die verzauberte Prinzessin angewiesen hatte. Da schlug er mit dem Stocke, den sie ihm gegeben, daran, und sogleich war sie bei ihm und fragte, was er wolle. „Ich soll mir ein Schloß bauen," sagte Franz, „aber mir fehlt das Geld dazu." Da gab die Prinzessin ihm einen kleinen Beutel mit Geld und sagte: „Lange nur hinein und gib aus, er wird nie leer werden." Franz ritt darauf wieder zum König und sprach: „Jetzt habe ich Geld, nun wollen wir bauen." Aber der alte König antwortete: „Mein guter Sohn, das schlägt nicht viel an, um ein Schloß zu bauen; dazu gehören andere Summen." Franz aber sagte: „Ich glaube, daß es ausreicht und daß in diesem Beutel mehr Geld ist, als in Eurer ganzen Schatzkammer." Nun ließ der König das Geld zählen, und Franz sein Geldbeutel ward gar nicht leer; je länger sie zählten, je mehr war darin. Da mußte der König gestehen, daß sein Schwiegersohn reicher wäre als er, und nun ging der Bau des Schlosses vor sich, und es ward ein Gebäude, schöner und prächtiger als irgend eins in der Welt.

Als das Schloß nun fertig war, lud Franz seinen Schwiegervater und seine Braut zu sich und zeigte ihnen alles. Sie waren ganz erstaunt über all die Pracht und den Glanz, aber der alte König sprach: „Es ist hier alles wohl herrlich und prächtig genug: aber, mein Sohn, mir ist bange, daß wir bald von Krieg bedrängt werden. Eher kann doch aus der Hochzeit nichts werden." Der alte König ward ganz bekümmert und traurig; seine Ahnung trog ihn nicht, denn nach wenigen Tagen ließen mächtige Feinde den Krieg ansagen. Aber Franz war gutes Muts und sprach: „Wir haben uns nicht zu fürchten, wenn wir auch ungerüstet sind und nicht so zahlreich wie unsere Feinde; laßt mich nur sorgen, lieber Vater, ich will schon fertig werden." Er ritt darauf wieder in das Holz, klopfte an den hohlen Baum, und da die Prinzessin von Rußland sogleich erschien, sprach

er; „Nun bin ich wieder in Not, unser Land ist mit Krieg überzogen, zu klein ist die Zahl unserer Leute gegen die Feinde; ich bitte dich, wenn du kannst, so hilf mir auch jetzt." Da gab die Prinzessin ihm ein Schwert und sprach: „Wenn du damit an einen Baum schlägst, so werden die Soldaten schaarenweise herausmarschieren, so viele, als du nur brauchst."

Als Franz nun wieder zum König kam, hatte der die ganze Mannschaft des Landes aufbieten lassen, und waren da Alte und Junge, Arme und Reiche, Krüppel und Gesunde, Verheiratete und Unverheiratete und lagen alle zum Abmarsch bereit. Aber Franz fragte: „Was sollen all die Leute?" Der König antwortete: „Ich meine, wir haben noch lange nicht genug." Franz aber sagte: „Wir haben schon viel zu viel, lieber Vater, laßt nur alle die, denen Frau und Kinder nachgeweint haben, nach Hause gehen, und auch die Armen und die Alten und die Krüppel wollen wir hier lassen." Der König wollte das nicht zugeben, aber Franz sagte: „Weder können noch mögen diese kämpfen; laßt mich nur sorgen, wir wollen schon dem Feinde über werden."

Nun brach das Heer auf, und nachdem sie eine Zeit lang marschiert hatten, begegneten ihnen die Feinde. Deren waren so viele, daß man, so weit das Auge reichte, nichts als Soldaten und Soldaten sehen konnte. Das ganze Feld blitzte und funkelte von Waffen, und die Luft erscholl von kriegerischer Musik. „Nun," sagte Franz, „wird es Zeit, daß wir auch Anstalt machen und mehr Soldaten holen." „Wo sollen die wohl herkommen?" fragte der König. Franz antwortete: „Geht nur ein wenig bei Seite, lieber Vater; sie sollen gleich aufmarschieren. Wie viel gebrauchen wir wohl?" Der König meinte, daß er scherze, und wollte es nicht glauben. Aber Franz rief: „Geht nur bei Seite, damit meine Soldaten euch nicht unter die Füße nehmen," und nun schlug er mit dem Schwerte an eine Eiche und sogleich kamen die Regimenter herausmarschiert, erst sechs Regiment zu Fuß, dann acht Regiment zu Pferde, dann zehn Regiment mit schweren Geschützen. Nun ging die Schlacht an; aber als die Feinde nicht gleich weichen wollten, schlug Franz nur wieder an den Baum; da kamen noch zwölf Regimenter heraus. Da wollte der Feind die Flucht nehmen, aber er ward von Franz seinen Soldaten bis auf den letzten Mann vernichtet. Nun hatte der alte König nichts mehr dawider, daß die

Hochzeit gefeiert ward, sondern er freute sich vielmehr, einen solchen Schwiegersohn an Franz zu bekommen. Da ward nun die Hochzeit angerichtet und mit großer Pracht und Herrlichkeit begangen, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben die jungen Leute noch heute; soviel kann man sagen, daß sie allezeit glücklich waren und die Prinzessin nicht mit Franz betrogen war.

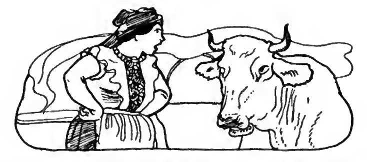
Die kleine Mühle.

Es war einmal eine Frau, die hatte eine kleine süße Tochter und weiter nichts; und sie wohnten zusammen auf einem hohen Berge. Einst wurde die Mutter krank, und da mußte das kleine Mädchen alle Tage allein ins Holz und Beeren suchen. Als es nun einmal gar keine mehr finden konnte, setzte es sich hinter einen Busch und weinte. Da kam eine alte Frau aus dem Busch, die hatte eine lange Nase, und fragte: „Was fehlt dir?" Das Mädchen klagte seine Not, und die alte Frau holte eine kleine Mühle aus dem Busch hervor und sagte: „Drehst du die Mühle links herum, so mahlt sie schönes weißes Mehl, drehst du sie rechts herum, so mahlt sie feine Graupen; legst du den kleinen Finger oben auf den blanken Knopf, so hört sie auf; und sagst du dies jemandem, so mahlt sie gar nicht mehr." Damit war die alte Frau weg. Das Mädchen aber lief mit der Mühle nach Haus, und nun hatten sie zu essen, so viel sie nur wollten. Einige Jahre nachher wurde das Mädchen krank, und die Mutter mochte beten, so viel sie wollte, es starb und ging zum lieben Gott. Nun zog ihm die Mutter das beste Kleidchen an, legte es in ein Grab und weinte und weinte. Nachher, als sie wieder hungrig wurde, drehte sie die Mühle rechts herum, und sie mahlte lauter feine Graupen. Als es genug waren, sollte die Mühle wieder aufhören. Die mahlte aber immerzu. Die Mutter hielt einen Stock zwischen die Flügel; der Stock zerbrach, und die Mühle mahlte immerzu und mahlte die ganze Hütte und den ganzen Berg voll. Da lief die Mutter fort, und keiner weiß, wo sie geblieben ist. Die Mühle aber mahlt noch immerzu, und wenn sie einen großen Haufen gemahlen hat, so kommt der Wind und weht es über die Erde, und dann sagen die Leute: „Es graupelt."

Der Fuchs und die Schnecke.

Dem Fuchs wars einmal recht wohl, er lief auf einer Wiese herum und machte allerhand lustige Sprünge. Da sah er im Grase eine Schnecke kriechen und fing laut an zu lachen und zu spotten: „Na, du kleines Ding, wie du laufen kannst, das hätte ich nicht gedacht; willst du nicht mit mir um die Wette laufen?" Die Schnecke streckte ihm vier Hörner aus, sah um sich und maß den Fuchs mit ihren vier Augen: „Warum nicht?" antwortete sie, „mit dir kann ich es immer aufnehmen!" Sie setzten zum Ziel das Ufer des Flusses, das einige hundert Schritte entfernt war. „Ich will dir eine Körperlänge noch vorgeben!" sprach die Schnecke, „und doch werde ich dich überholen!" Das schien dem Fuchs wunderlich und unmöglich; allein er nahm es an. Da klebte sich die Schnecke an die äußerste Schwanzspitze des Fuchses, und dann rief sie: „Ich bin fertig, gib acht, ich will zählen." Der Fuchs nahm Stellung, und kaum hatte die Schnecke eins, zwei, drei gezählt, so flog er wie der Wind fort und war alsbald am Ziel. Jetzt schwenkte er rasch um, damit er sehe, wo die Schnecke sei und ob sie nachkomme; beim Schwenken aber hatte er sie von seinem Schwanz auf das jenseitige Ufer geschnellt. „Kommst du bald?" rief er, „du Langsamschleicher?" „Ich bin schon seit einer Viertelstunde hier," antwortete die Schnecke vom jenseitigen Ufer, „aus Langeweile ging ich dann noch über den Fluß." Der Fuchs zog beschämt den Schwanz ein und sprach: „Daß dich der Donner! Das kleine Ding kann mehr als du," ließ die Schnecke drüben stehen und ging von dannen.

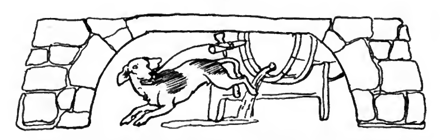
Die dumme Frau.



Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die lebten zusammen in einem Dorfe, aber die Frau war dumm und hatte ihr Lebtag nichts gelernt. Eines Tages stand sie vorm Feuerherd und war dabei Pfannkuchen zu backen. Das brutzelte so schön und lecker, und der Duft stieg ihr in die Nase. Da kriegte sie Lust zu kosten und machte sich also dran zu essen. Indem sah sie, wie ihre Kuh, die auf der Diele stand, ihr unverwandt zuschaute und dabei das Maul hin und her bewegte und wiederkäute. Da meinte sie, die Kuh wolle ihr das Kauen nachmachen, und sagte ärgerlich: „Wenn du mit deinem Kauen nicht aufhörst, dann geb ich dir eins mit der Axt vor den Kopf!" Aber die Kuh kaute ruhig weiter. Da wurde die Frau sehr böse, nahm die Axt her und gab ihr eins vor den Kopf, daß sie gleich tot war.

Zu Mittag kam der Mann heim und fragte, ob sie fleißig gebacken habe. „Ei ja," sagte sie, „aber während ich einmal ein Stück Pfannkuchen aß, hat mir die Kuh das Kauen nachgemacht, und darum hab' ich sie totgeschlagen." „Dummes Zeug!" rief der Bauer, „das hättest Du sollen bleiben lassen! Aber da es nun doch nicht mehr zu ändern ist, so hilft auch kein Ärger. Wir können ja das Fleisch noch verwenden und auf den braunen Kohl legen." Und er zog der Kuh das Fell ab und zerlegte sie in Stücke.

Am Nachmittag, als er wieder auf dem Felde war, nahm die Frau das Fleisch, trug's in den Garten und legte es alles, Stück für Stück, auf den Kohl.



Wie es nun Nacht geworden war, fingen auf einmal die Hunde an, sich draußen im Garten furchtbar zu beißen. Der Mann horchte auf und fragte: „Was mögen die Hunde haben, daß sie so laut sind?" „Das kommt gewiß daher," sagte die Frau, „daß ich das Fleisch auf den Kohl gelegt habe; da sind sie wohl drangegangen! Ich will unsern nur hereinholen!" Und während der Mann noch über ihre Dummheit den Kopf schüttelte, holte sie den Hund herein, und dann band sie ihn fest, und zwar im Keller am Hähnchen des Bierfasses. Am andern Morgen, als sie in den Keller kam, um den Hund loszumachen, da hatte er das Hähnchen herausgerissen und alles Bier war ausgelaufen und schwamm im Keller. Nun hatte sie gerade noch einen Scheffel Weizenmehl übrig, den nahm sie und streute ihn aus, daß der Keller bald trocken würde. Da sagte der Mann: „Nein, Frau, mit Dir ist aber auch rein gar nichts anzufangen. Ich geh in die Fremde. Und nur wenn ich noch mehr so Dumme treffe, wie Du bist, komm ich wieder nach Hause, sonst aber komm ich nicht wieder." So ging er denn weg. Als er eine Zeitlang gegangen war, kam er in ein Dorf. Da traf er eine alte Frau, die stand in der glühendheißen Sonne und hielt eine Mulde vor sich hin. „Guten Tag, Alte," rief der Mann, „was stehst du hier und hältst die Mulde in die Sonne?" „Ach," sagte sie, „ich habe so eine elende düstere Kammer. Da will ich jetzt ein bißchen Tageslicht hineintragen." Da lachte der Mann und sprach: „Du bist doch ebenso dumm wie mein Weib daheim." Damit ging er weiter. Nach einer guten Strecke Weges traf er wieder eine alte Frau, die stand da und hielt einen Ochsen beim Schwanze fest. „Guten Tag, Alte," rief er, „was stehst du hier und hältst den Ochsen am Schwanze fest?" „Ach," sagte sie, „ich habe eine ungezogene Gluckhenne, die läuft immer von

den Eiern weg und will nicht sitzen, da dacht' ich, der Ochse könnt' sie ausbrüten." Da lachte der Mann wieder und sprach: „Du bist doch ebenso dumm wie mein Weib daheim." Er ging wieder nach Hause und sagte: „Alte, ich muß doch bei Dir bleiben. Es gibt noch mehr so Dumme!"

Des Wolfes Leidensgeschichte.

Eine Stute war mit ihrem Fohlen auf der Weide. Da kam ein hungriger Wolf an und suchte sich des Fohlens zu bemächtigen. Die Stute sah ein, daß hier nur List retten könne, lief dem Wolfe entgegen und rief ihm zu: „Willst du nicht mein Junges nehmen? Ich mag es nicht mehr haben. Doch eine Liebe ist der andern wert; du mußt mir dafür den Splitter, den ich mir in den rechten Hinterfuß getreten habe, herausziehen." Hocherfreut über die freundliche Aufnahme willigte der Wolf sogleich ein und machte sich an dem Hinterbein zu schaffen. Kaum war er jedoch mit dem Maule an den Huf gekommen, als die Stute ihm einen solchen Schlag gegen den Schädel versetzte, daß er bewußtlos zusammenbrach.

Als er sich wieder erholt hatte, waren Pferd und Fohlen schon längst verschwunden, und der Wolf mußte, noch hungriger wie zuvor, weiter gehen. Da sah er zwei Ziegenböcke, die sich um ihre Weideplätze zankten. Der Wolf ließ sich zum Schiedsrichter ernennen und bedang sich aus, den Teil, welcher Unrecht bekommen würde, fressen zu dürfen. Er stellte sich zu dem Zwecke zwischen beiden auf. Da blinzelten sich die Böcke, welche den ganzen Streit nur aus List angefangen hatten, mit den Augen zu und rannten plötzlich mit so großer Wucht auf den Wolf los, daß ihm die Rippen im Leibe brachen und er für tot zu Boden sank.

Nach langer Zeit kam er erst wieder zu sich, und von den Ziegenböcken war nichts mehr zu sehen. Mit zerschlagenem Kopf und zerbrochenen Rippen setzte er darum seine Wanderung fort und traf eine Sau mit neun Ferkeln, und die rief ihm zu: „Friß doch eins oder zwei von den Ferkeln, ich kann sie gar nicht mehr ernähren, denn es sind ihrer gar zu viele!" „Sehr gern," erwiderte der Wolf und

wollte gleich zubeißen. „Ach nein," entgegnete die Sau, „zuvor wollen wir sie doch taufen, damit sie selig sterben."

Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen zur Wassermühle, an die Stelle, wo das Wasser auf das Mühlrad herabfällt. Dort legte die Sau ein Brett an die hölzerne Rinne und stellte sich auf die aufliegende Seite desselben, weil sie der schwerere Teil war. Der Wolf mußte sich auf das überragende Ende setzen, um von dort aus die einzelnen Ferkel taufen zu können. Gerade als das erste Ferkel hinübergereicht werden sollte, trat die Sau jedoch zurück, der Wolf fiel auf das Rad, wurde von den Schaufeln zerschlagen und dann in das Wasser geschleudert, aus dem er kaum sein Leben zu retten vermochte. Von der Sau mit ihren Ferkeln war wiederum nichts mehr zu sehen.

Mißmutig und am Leben verzagend ging der Wolf nun in den Wald, wo ein alter Besenbinder mit seinem Beile Holz schlug und Reiser suchte. Wie der den Wolf erblickte, kletterte er vor Angst auf einen Baum. Der Wolf hatte ihn in seinem Kummer gar nicht bemerkt, sondern legte sich unter denselben Baum und verwünschte sein Schicksal. „Ach," seufzte er, „ich bin so unglücklich! Würfe doch der liebe Gott ein Beil herab und erschlüge mich!" Der Besenbinder, nicht faul, warf ihm mit tüchtigem Schwunge sein Beil auf den Schädel. Da schrie der Wolf noch auf: „O lieber Gott, so ernst hatte ich es nicht gemeint!" und tot war er.

Der Katze die Schelle anhängen.

Die Mäuse hielten einmal eine Volksversammlung, um sich zu beraten, wie sie den Nachstellungen der Katzen entgehen sollten. Da war aber guter Rat teuer, und vergebens rief der Vorsitzer die erfahrensten Männer der Gemeinde auf, bis endlich ein junger Mäuserich zwei Finger emporstreckte und um die Erlaubnis bat zu sprechen. Als diesem nun das Wort gegeben ward, hub er an und sprach: „Ich habe lange darüber nachgedacht, warum uns die Katzen so gefährlich sind. Das liegt nicht sowohl an ihrer Geschwindigkeit,

von der so viel Wesens gemacht wird: würden wir sie zur rechten Zeit gewahr, so wären wir wohl behende genug, in unser Loch zu entspringen, ehe sie uns etwas anhaben könnten. Ihre Überlegenheit liegt vielmehr in ihren samtenen Pfoten, hinter welchen sie ihre grausamen Krallen so lange zu verbergen wissen, bis sie uns in den Tatzen haben. Denn da wir den Schall des Katzentritts nicht vernehmen, so tanzen und springen wir noch unbesorgt über Tisch und Bänke, wenn der Todfeind schon hervorschleicht und den Buckel zum Sprunge krümmt, uns zu haschen und zu würgen. Darum ist meine Meinung, man müsse der Katze eine Schelle anhängen, damit ihr Schall uns ihre Nähe verkünde, bevor es zu spät ist." Dieser Vorschlag fand so großen Anklang, daß er alsbald zum Beschluß erhoben ward. Es fragte sich jetzt nur noch, wer es übernehmen solle, der Katze die Schelle anzuhängen. Der Vorsitzer meinte, hierzu werde niemand geeigneter sein, als derjenige, der so schlauen Rat erdacht habe. Da geriet der junge Mäuserich in Verlegenheit und stotterte die Entschuldigung heraus, hiezu sei er zu jung, er kenne die Katze nicht genug: sein Großvater, der sie besser kenne, werde dazu geschickter sein. Dieser erklärte aber, eben weil er die Katzen zu gut kenne, werde er sich wohl hüten, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Auch sonst wollte sich niemand hierzu verstehen, und so blieb der Beschluß bis auf diesen Tag unausgeführt und die Herrschaft der Katzen über die Mäuse ungebrochen.

Der arme Maurer.

Es war einmal ein armer Mann, der konnte gut zimmern und mauern, aber zu beißen hatte er eben nicht viel. Gern wär er reich geworden, doch er hatte fünf kleine Kinder, und da ist's unmöglich reich zu werden.

Nun hatte einmal das Wasser eine Brücke weggespült, über die man gehen mußte, wenn man in die Kirche wollte. Drum sollte sie schnell wieder gemacht werden. Man ging zu dem Maurer und fragte den, ob er die Brücke für hundert Taler in drei Tagen machen könnte.

Der Maurer sah wohl ein, daß er um den Lohn ein reicher Mann werden würde und bat um einen Tag Bedenkzeit. Man gab sie ihm, und er besann sich den ganzen Tag bis um zwölf Uhr nachts und sah am Ende doch, daß es ihm in der Frist nicht möglich wäre. Schon wollte er traurig zu Bette gehn, da klopfte es auf einmal ganz leise an seiner Tür, und ein kleines Männlein kam herein. Es wünschte ihm guten Tag und fragte den Maurer, warum er so traurig sei. Der Maurer erzählte ihm alles, wie es war. Das kleine Männchen aber lachte und sagte: „Da ist bald geholfen, ich stelle dir die Brücke her, ehe die drei Tage vorüber sind. Doch die erste Seele, die von deinem Hause über die Brücke geht, ist mein." Den Maurer schauderte anfangs, da er merkte, wer das kleine Männlein sei. Aber es kam ihm gleich ein guter Gedanke, und er schloß mit dem Teufel den Vertrag ab. In drei Tagen stand die Brücke fix und fertig da, wie das kleine Männlein gesagt hatte, und mitten drauf wartete schon der Teufel auf die erste Seele von des Maurers Hause. Der aber holte schnell den Ziegenbock aus seinem Stall und jagte ihn über die Brücke. Doch wie der Teufel den Ziegenbock hertrappeln sah, riß er ihm vor Zorn den Schwanz aus, und seitdem haben die Ziegen kurze Schwänze. Der Maurer aber hat hundert Taler gekriegt und ist ein reicher Mann geworden.

Wie ein Bauer beten lernte.

Ein reicher Bauer ging zur Beichte. Der Beichtvater gab ihm zur Buße, sieben Vaterunser zu beten. Beten könne er nicht, sagte der Bauer: er habe es oft lernen wollen, aber nie behalten mögen. Ob er denn auch nicht lesen und schreiben gelernt habe? Nein, sein Vater hätte ihn nicht zur Schule gehalten. „Wie behaltet ihr es denn," fragte der Beichtvater, wenn ihr Geld oder Korn ausleiht? „Ei," sagte der Bauer, „das vergesse ich nicht." „Wollt ihr denn zu eurer Buße haben," fragte der Beichtvater, „den armen Leuten Korn zu leihen mit dem Beding, daß sie es nach der Ernte zurückgeben?" „Ja," sagte der Bauer, „das bin ich zufrieden." Tags darauf schickte ihm der Beichtvater einen armen Mann zu, den er nicht kannte; der sprach zu ihm:

„Euer Beichtvater hat mich zu Euch geschickt, Ihr sollt mir zwei Sester Korn leihen bis zur Ernte." Der reiche Bauer fragte: „Wie heißt Ihr denn?" „Vater unser." „Und mit dem Zunamen?" „Der du bist im Himmel." Da gab ihm der Bauer die zwei Sester Korn. Einige Tage darauf kam ein anderer, der nannte sich: Geheiliget werde dein Name, mit dem Zunamen: Zu uns komme dein Reich. Dem lieh er auch ein Paar Sester. Bald danach kam einer, der hieß: Dein Wille geschehe, mit dem Zunamen: Wie im Himmel also auch auf Erden. Und so ging es fort bis zum Amen. Darnach besuchte ihn der Beichtvater und fragte, ob er noch nicht beten gelernt hätte. „Nein," sagte der Bauer, „wer hätte michs lehren sollen?" „Habt Ihr denn auch kein Korn ausgeliehen?" fragte der Beichtvater. „Das habe ich wohl," sagte der Bauer. „Wie hießen denn Eure Schuldner?" Der erste hieß: „Vater unser, der du bist im Himmel; der andere: Geheiliget werde dein Name, Zu uns komme dein Reich u. s. w." Da sagte der Beichtvater: „Nun nennt mir einmal Eure Schuldner hintereinander." Da sagte der Bauer das ganze Vaterunser her. Der Beichtvater fing an zu lachen. „Warum lacht Ihr, Herr?" fragte der Bauer. „Darum," sagte der Beichtvater, „weil Ihr beten könnt und wißt es nicht. Das ist ja das ganze Vaterunser." Als der reiche Bauer das hörte, war er nicht wenig verwundert, freute sich aber doch noch mehr, daß er nun beten könne und schenkte den armen Leuten das geliehene Korn.

Die gesottenen Eier.

Es war ein Mann, der ging über Land, hatte wenig Geld bei sich, und als er auf dem Heimwege noch einmal im Wirtshause einkehrte und fünf gesottene Eier aß, mußte er die Zeche schuldig bleiben. Nach fünf Jahren kam er wieder in das nämliche Wirtshaus und wollte jetzt auch seine alte Schuld bezahlen. Da rechnete die Wirtin und rechnete, machte ihm eine Zeche von fünfzig Talern und sagte: so viel hätte sie jetzt an Hühnern und Eiern verdient, wenn die fünf Eier, die er damals gegessen hätte, von der Glucke ordentlich ausgebrütet und Hühner geworden wären, die wieder Eier gelegt hätten, und diese

Eier wären wieder ausgebrütet, und so immer weiter. Als der Mann das hörte, weigerte er sich zu bezahlen und ging fort. Die Frau aber ging am andern Tage zum Richter, zu dessen Untergebenen auch der Mann gehörte, und trug ihre Rechnung vor. Der Richter befand sie ganz richtig, schickte den Gerichtsdiener zu dem Manne und bestellte ihn auf den nächsten Tag um zehn Uhr Morgens vor Gericht, ihm anzukündigen, daß er die fünfzig Taler bezahlen solle.

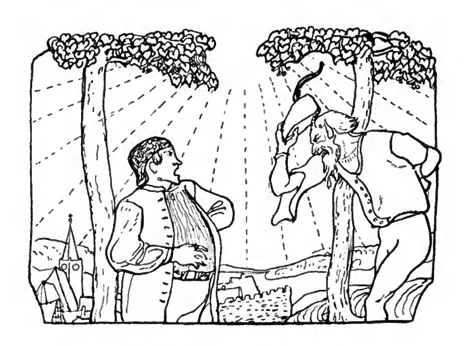
Der Mann machte sich also früh auf, um zu rechter Zeit vor Gericht zu erscheinen. Unterwegs traf er einen Bauer bei seiner Feldarbeit, und als der ihn so traurig daherkommen sah, hielt er inne und fragte, was er für einen Gang vorhabe. Er erzählte ihm alles, der Bauer aber sprach: „Leget Euch dort unter jene Eiche am Feldrain, ich will mich bei dem Richter für Euch ausgeben und Eure Sache wohl in Ordnung bringen. Aber zuerst muß ich hier meinen Acker fertig bestellen, so lange mag der Richter warten."

Der Mann legte sich unter die Eiche und überließ dem Bauer seine Sache, sah aber mit großer Unruhe, daß der sich gar nicht eilte. Schon war es zwölf Uhr vorbei, als er zum Richter ging, und dieser wollte eben zu Tische gehn, da er anlangte, deshalb fuhr er ihn hart an und fragte, weshalb er nicht früher gekommen wäre. „Ei," sagte der Bauer, „ich bin ein Bauersmann, wie Ihr seht, und einem Bauer wird das Leben jetzt sauer gemacht. Ich mußte heut Erbsen säen, stand gar früh auf und gedachte zu rechter Zeit mit dem Säen fertig zu sein, so daß ich um zehn Uhr vor Gericht erscheinen könnte. Aber jetzt ist alles so weitläufig, und die Erbsen wollten vor dem Säen erst gekocht sein."

„Gekocht," fragte der Richter, „und dann noch gesät? Wie soll ich das verstehen?"

„Ja," sagte der Bauer, „das ist jetzt die neueste Mode, seit die Wirtinnen sich von gesottenen Eiern einen ganzen Hühnerhof bezahlen lassen. Früher freilich gab nur ein rohes Ei ein junges Huhn, und damals brauchte man auch die Erbsen nicht zu kochen, wenn man sie säen wollte. Aber alles schreitet jetzt fort und macht große Ansprüche, darum wollen die Erbsen nicht aufgehen, wenn sie nicht erst gekocht sind."

Da lachte der Richter, bestimmte, daß nur wenige Pfennige für die gesottenen Eier bezahlt werden sollten, und ging zu Tische.



Der Deifel und der Omtmonn.

Do is emol ver langer, langer Zeit e Omtmonn in Altenborg gewast, dos wor e aller gorschtjer Karl, un wu e de Leite ploge un schenge[1]) kon, do thot e's, un 's wor jeder fruh, wenn e nischt mit'n ze tun hotte un sich nich vun'n brauchte loß onzeschnauzen.

Dar Omtmonn ging emol an en Nochmitt'je, all racht schienes Watter wor, ver der Stodt spoziere. 's wor e schiener Summertog, de Sunne schien hibsch worm; de Leng[2]), (die salt[3]) iernd[4]) holb su gruß worn, wie heite), bliehten, doß's ene wohre Procht wor; de Vogel song, un unsen Omtmonn worsch hellsch wuhl ims Harze — nee, nich ims Harze, denn do hott' e keens, abber im Mogen. E knebbte sein Ruck uf un ließ sich de liebe Sunne uf sein dicken Bauch scheine, dar ene holbe Meile ver'n[5]) uf dar Stroße harwannerte. Su ging e ganz bumahle[6]) un vergniegt ver sich hen.

1) schinden konnte. 2) Linden. 3) damals. 4) etwa. 5) vor ihm. 6) gemächlich.

Do kimmt uf eemol e langer Boomlj[1]) uf'n zu un klutzt'n unverfruhrn aus sein Ogen on, all wal e'n uffpieße, un tut gor nich dergleichen, all wal e de Mitze vun sein Kubbe ronger nahme abber fist[2]) wie Heel biete. Dos kimmt'n Omtmonn abber doch e bißchen behmsch[3]) veer, denn su ewos is'n in sein ganzen Lam noch nich veergekumm, doß'n eener su unverschamt ongeguckt hot. E fuhr dan Kunden on: „Kennst du mich vielleicht nich? War bist du denn eejentlich?"

„J, 'j war dich doch kenne!" meente dar. „Ich hob dich je su garn, wie'j salten en Menschen gehott hobe, un ich denke: mir zwee warn noch gute Freinde minanner ware. Ich bin namlj der Deifel!"

Der Omtmonn wol's ierscht nich gleebe un guckte 'n verdachtj on, abber der Deifel lochte un wiß 'n sei Pfarbeen hen, un nochen[4]) nomm e o de Mitze ob un ließ 'n seine Harner sah, do markt' e nu wuhl, doß e 'n leibhoftjen Guttseibeiuns var sich hotte. E freete 'n:

„Wie kimmts denn, daß de grode heite hie rimleeffst, wo willste en hen?"

„Ich gieh nei noch Altenborg", seete der Deifel. „De mußt namlj wisse: ich hob heite mein Tog, dan 'j jedes Gohr bluß eemol hobe. Wenn heite jemand vun mir ewos in Arnste[5]) winscht, heite darf 'j 's 'n glei uf der Stelle derfille. Un do will 'j nu nei in de Stodt, denn do baten[6]) se mich marre[7]) on, all ufn Dorfe, wu se 's marre mit ahrn liem Gutte all mit 'n Deifel haln[8]) un wu 'j nich holb so veel Kondetoten fer meine Helle hobe, all in der Stodt. Do will 'j nu sah, ab 'j heite ewos fer mich wagschnobbe konn. Wenn dersch iernd Spoß mocht un de willst der die Geschichte emol mit onsah, konnste je mitkumme."

Der Omtmonn worsch o zefreeden, denn e freite sich nich schlacht druf, doß e's mit onsah[9]) kon, wie en[10]) der Deifel hulte, un se ging minanner nei in de Stodt.

Wie se nu hengern Schlusse reigiehn, do sahn se ver en Hause ene Fro, die hot ene Sau be'n Schwanze ongepockt und zarrt, wos se zarre konn, weil se se garn nei in Stoll hobe will. Abber de Sau sparrt[11]) sich un stemmt sich mit olln Viern ei un will s'j dorchaus

1) baumlanger Kerl. 2) oder sonst. 3) böhmisch, seltsam. 4) nachher. 5) im Ernst. 6) beten. 7) mehr. 8) halten. 9) ansehen. 10) einen. 11) sperrt, sträubt.

nich loß rimkreie[1]), weil 's er hausen in dar schinne Sunne uf'n weechen Miste besser gefällt all drinne in ehrn alln demsjen[2]) Stolle. (Saltjemol[3]) soch's namlj in Altenborg noch annersch aus wie heite, un de Leite hotten uhm in dar Stroße ehrn Mist noch ver der Hausteer.) Die Fro ward nu ibber dos widderspenstje Vieh ungeduldj und schreit: „Dich Biest sal doch glei der Deifel hule!"

Weil nu der Deifel gor nich tot, all wenn e druf hierte, un wedder gieh wol, hiel'n der Omtmonn bei sein Ruckarmel feste un seete ze'n: „Hoste nich gehiert, wos die Fro seete? Ich dachte, de freitst dich ibber de fette Sau un nemmst se mit!"

„Ja", meente der Deifel, „gleebste wuhl, doß die dos in Arnste geseet hot? Die weer schien heile[4]) wenn 'j er ehre Sau, ehre ganze Freede un ehrn Stulz wal mitnahme."

Se ging nu minanner wedder. Do kom se ong[5]) ver'n Schlusse[6]) an en Fuhrmonne verbei, dar in en fort uf sei Pfard lusdruscht un's nich vun der Stelle kreit. Schließlj gieht'n de Geduld aus, un e schreit: „Faule Krocke[7]), huldj der Deifel!"

Der Omtmonn redde 'n Deifel widder zu, doß e doch dos Pfard mitnahme sal, abber dar ging widder ruhj wedder un meente:

„Nee, dos brauchste nich ze gleem, daß 's dan Arnst is. Dar orme Karl hot nar dos eene Hottchen, un dos muß'n derniehre. Dar weer s'j racht imgucke, wenn 'j 'n derhiere[8]) wal!"

Se ging wedder. Do sochen se ene Fro mit en klenn Kenge kumme, dos se an der Hand fuhrte. Dos Kleene wor uf eemol gorschtj un wol sich nich loß fiehre un belkte[9]), wos zen Holse raus wol. De Mutter gob'n ierscht gute Worte, abber wie's nu gor nich mieh hiere wol, wor se arjerlich un seete: „Biste glei stille, wart, dich soll doch glei der Bubanz hule!"

„Do sollste je nu uf eemol gor en Menschen kreie!" meente der Omtmonn. „Do greifste sicher zu un lißt der dan Fang nich engieh?"

„Nee", seete der Deifel, „dos moch mer nich! Dos kleene Deng is der Mutter ehr Liebstes, un dar ward's nich su im's Harze sei, doß se dos wagen dan bißchen Geschreie wal hargabe."

1) herumkriegen (dazu bewegen) lassen. 2) dumpfen. 3) damals. 4) würde schön heulen. 5) unten. 6) Schlosse. 7) Krake, Klepper. 8) erhören. 9) schrie.

Nu ging se minanner noch'n Morkte. Do wor grode Morkttog, un's wor e Lam[1]) un e Menschentrubel, wie's gewehnlich an Morkttogen is. Do kumm e bor[2]) Manner, dan mersch uf hunnert Schritte onsieht, doß se e wingchen ze veel geladt[3]) un schun monches Debbchen[4]) mit reigenumm hun un doderoun e wing in Trone[5]) sin. Wie nu dar eene in sein Getorkele 'n Omtmonn ze sahn kreit, do spricht e laut zen annern:

„Du guck emol, dos is dar Omtmonn, dar Blutsauger, dar mich im meine Kuh gebrocht hot. 's weer warklich nich schode, wenn dan der Deifel ball hule wal."

Komm hot der Deifel dos gehiert, do drieht e sich rim, kreit 'n Omtmonn ben Genicke ze pocken un spricht:

„Siste, dar meent's in Arnste! Nu hilft der nischt mieh, nu biste meine!"

Un wie e dos spricht, do mocht e sich mit'n Omtmonne seiner Seele deroun in de Helle.

Heite kimmt su wos freilich nich mieh veer, abber 's mog sich's jeder ibberlee, dan's ongieht: wenn's emol zen Traffen kimmt, do kreit jeder Tubb sein Deckel.

Das graue Männchen.

Es war einmal ein kleines herziges Mädchen, das hatte eine böse, böse Stiefmutter und mußte alle Tage ins Holz, um dürre Zweige zu suchen; und brachte es einmal ein kleines Bündel heim, so bekam es viele Schläge und wenig Brot. Einmal hatte es ein Stück mitgekriegt, das war nach einem blanken Taler zugeschnitten und war gerade ebenso groß und dick, und das Kind dachte bei sich: „Sollst erst suchen und sammeln und das Essen aufsparen bis auf den Heimweg." Und es suchte und sammelte, und der kalte Wind wehte ihm durch die dünnen und zerrissenen Kleider. Als es da nun stand und in die Händchen

1) Leben. 2) ein paar Männer. 3) geleckt, getrunken. 4) Töpfchen, Gläschen. 5) Trane.

blies und sie rieb und bitterlich dabei weinte, denn es war Wintertag, kam ein graues Männchen daher und sagte: „Ich bin hungrig; gib mir ein bißchen Brot!“ Das graue Männchen aber sah so kläglich aus, daß das Mädchen sich nicht lange besann und ihm sein Stück Brot gab, welches so groß und so dick war wie ein Taler. Und das Männchen bedankte sich nicht und verschwand. Weil aber dem Mädchen die dünnen Finger so steif waren, konnte es nur wenig dürre Zweiglein brechen, und abgefallene fand es gar nicht mehr, da es heftig schneite und der Schnee alles bedeckte. So bekam es denn des Abends Schläge und mußte hungrig in das leere Bett. Am folgenden Tage gab ihm die Stiefmutter ein Stück Brot, das war nach einem blanken Gulden zugeschnitten, und war gerade ebenso groß und dick, und das Kind dachte: „Sollst erst Zweige brechen und alsdann essen.“ Und es brach, so viel es nur vermochte. Es schaffte jedoch nicht viel, denn die Händchen waren ihm von der Kälte gelähmt; und auf der Erde fand es gar nichts, denn der Schnee lag hoch und war oben hart gefroren.

Als es da nun stand und bitterlich weinte, kam wieder das graue Männchen daher und sagte: „Ich bin hungrig, gib mir ein bißchen Brot!“ Es sah aber wieder so kläglich aus, daß ihm das Mädchen ohne Zaudern sein Stück Brot gab, welches so groß und so dick war wie ein Gulden. Und das Männchen bedankte sich nicht und verschwand. Diesmal brachte das Kind nur ganz wenig Reiser heim, erhielt eine fürchterliche Strafe und mußte hungrig ins leere Bett. Den dritten Tag bekam es ein Stück Brot, das war nach einem blanken Groschen zugeschnitten und war gerade ebenso groß und dick. Es war aber grimmig kalt, der Schnee knirschte unter den Füßen, und die Wölfe heulten vor Frost und vor Hunger. Und das Mädchen dachte: „Sollst erst Zweige brechen und alsdann essen.“ Es konnte indes nicht ein einzig Zweiglein brechen, so matt war es und so starr vor Kälte; und als es da nun stand und bitterlich weinte, kam wieder das graue Männchen und sagte: „Ich bin hungrig; gib mir ein bißchen Brot.“ Und das Mädchen gab ihm sein Stück, welches so groß und so dick war wie ein Groschen. Da bedankte sich das graue Männchen, holte aus dem Busch einen warmen Mantel und hing ihn dem Mädchen um, brachte ihm in einer goldenen Schale eine warme Suppe und gab



ihm einen goldenen Löffel in die Hand. Und das Mädchen weinte und aß sich satt. Hierauf sprach das graue Männchen: „Weil du so gut gewesen bist, will ich dir jemand schicken, über den du dich freuen sollst." Und es verschwand. Das Mädchen aber ging nach Hause; und die Stiefmutter nahm den Mantel und die goldenen Sachen und gab sie ihrer rechten Tochter. Da auf einmal verwandelten sich die goldenen Sachen in ganz schlechte Sachen. Nun erhielt die Stieftochter noch schlimmere Strafe und mußte ins leere Bett, und sie betete zum lieben Gott und schlief ein.

Sie hatte aber kaum die Augen zugetan, so sprang eine weiße Katze in die Kammer und aufs Bett; und als das Mädchen erwachte und sich erschrak, sprach die Katze: „Fürchte dich nicht, ich tue dir nichts." Und weil sie so warm war, nahm das Mädchen sie in den Arm und freute sich; denn seit dem Tode der Mutter hatte es immer allein schlafen müssen, und da war es im Winter immer so kalt im leeren Bett gewesen. Und das Mädchen streichelte die weiße Katze, und jedesmal leuchtete sie hell auf, und jedesmal sprang ein blankes Goldstück auf das zerrissene Brautkleid der seligen Mutter, mit dem es zugedeckt war. So ging es eine volle Stunde, da sprach die Katze: „Ich muß nun fort; sammle das Gold und verwahre es." Damit verschwand



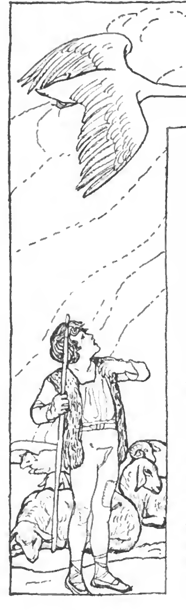
sie. Am andern Morgen sammelte das Mädchen alle Goldstücke und verwahrte sie. Und als es ins Holz kam, um Zweige zu holen, lag ein gutes Bündlein da, und daneben stand eine goldene Schale voll warmer Suppe, und in der Schale lag ein goldener Löffel. Es aß sich satt und nahm Holz und Gerät mit. Als sich aber das Gold in den Händen der Stiefschwester wieder in schlechte Sachen verwandelte, bekam es wieder Strafe und wurde ins leere Bett geworfen. In der zweiten Nacht und am Tag darauf ging es ebenso. Auch in der dritten Nacht kam die Katze wieder. Als sie aber fortwollte, sprach sie: „Morgen früh sammle alle Goldstücke, sag keinem etwas davon und geh heimlich weg; so wird alles gut.“ Das Mädchen sammelte am andern Morgen die Goldstücke und wollte fort. Da indes dachte es: „Mußt doch von

Mutter und Schwester Abschied nehmen!“ Als diese aber das viele Gold sahen, nahmen sie es für sich, und plötzlich waren es wieder lauter schlechte Sachen. Da stieß die Stiefmutter das arme Mädchen aus dem Hause, trat es mit Füßen und jagte es hinaus in den Schnee und in den Sturm.

Jammernd irrte es draußen umher und ging in den Wald und ging immer weiter und stieg zuletzt auf einen Berg, der im Walde lag. Hier schlief es ein. Und als es erwachte, konnte es nicht aufstehen; denn es befand sich auf dem Berge, in welchem die Zwerge wohnten. Und es schlief wieder ein. Da war es ihm, als ob ein schöner Knabe käme und trüge es auf seinen feinen weißen Händchen den Berg hinab. Als es die Augen auftat, da schien es ihm wie ein Traum gewesen zu sein und noch zu sein. Es irrte sich aber: ein schöner Zwerg hatte es wirklich in den Berg geholt. Da war es nun in einem großen goldenen Saale, hatte viele kleine Kinder um sich, und auf einem goldenen Throne saß das graue Männchen und war freundlich gegen alle. Und als sie gegessen und getrunken hatten, gingen sie auf eine große Wiese und spielten und tanzten. Das graue Männchen jedoch sah nicht zu: das ging aus dem Berge in die Welt, um andere gute Kinder aufzusuchen, die viel Leiden hatten, und ihnen zu helfen oder sie in das goldene Schloß zu holen.

Die Schwanenfrau.

Eine arme Frau hatte einen Sohn, der war nun groß und stark und wollte in die Fremde gehen, um etwas zu verdienen. Er verdingte sich bei einem Herrn auf ein Jahr und sollte dessen Schafe hüten. Als er einmal zur Zeit der Ernte auf dem Felde war, sah er einen schönen weißen Vogel im Kornfelde; er lief hin, um ihn zu fangen; der Vogel aber erhob sich langsam und flog in einen Wald; der Junge lief ihm immer nach, doch es war umsonst, er konnte ihn nicht erreichen. Er wollte umkehren; aber er wußte sich aus dem Wald nicht mehr herauszufinden. Schon fing es an dunkel zu werden, da sah er in der Ferne ein Licht; er ging darauf los und kam in ein Schloß;



da saß ein alter Mann am Feuer und kochte sich eine Suppe. Der Junge bat um Herberge und erzählte dem Alten, wie er in den Wald gekommen sei. „Wenn du mir ein Jahr treu dienst, so will ich dir zu dem Vogel verhelfen!" Der Junge willigte gern ein, um den Vogel zu bekommen.

Am folgenden Morgen sprach der Alte: „Jetzt gehe ich aus und kehre erst spät Abends heim; sorge du hier; da hast du alle Schlüssel, in jedes Zimmer darfst du gehen, nur in das letzte nicht!" Der Junge folgte genau dem Gebot, und als der alte Mann Abends heimkehrte, war er mit ihm zufrieden; so geschah es auch den andern und alle folgenden Tage, daß der Alte ausging und dem Jungen den nämlichen Auftrag machte. Lange Zeit dachte der Junge nicht einmal an das verbotene Zimmer; aber in der letzten Woche des Jahres kam ihn doch die Neugierde an: „Du bist ein ganzes Jahr hier gewesen und ziehst nun bald von dannen und sollst nicht wissen, was für Schätze dort sind," sprach er bei sich, und es ließ ihm keine Ruhe. Am letzten Tage

ging er bis zur Türe und wollte auch nicht. Endlich steckte er den Schlüssel ein und öffnete. Da war ein großer Saal und in der Mitte ein blauer Teich und darüber der freie Himmel; im Teiche aber waren drei wunderschöne Schwanenjungfrauen, die badeten. Kaum hatten sie den Jungen erblickt, husch! flogen sie alle drei als weiße Schwäne auf und fort. Voll Angst kehrte der Junge zurück und hatte keine Ruhe. Als der alte Mann heimkam, fiel er gleich vor ihm nieder und sprach: „Herr, strafe mich, ich habe dein Gebot übertreten!" Der Alte sagte freundlich: „Weil du deinen Fehler gestanden hast und bereuest, will ich dir verzeihen; aber du mußt jetzt noch ein Jahr treu dienen, willst du den Vogel haben." Da fiel es dem Jungen wie ein Stein vom Herzen; gern willigte er ein, und von nun an hatte die Neugierde keine Gewalt mehr über ihn. Als das Jahr vergangen war, trat der Alte zu ihm und sprach: „Jetzt folge mir!" Er führte ihn in das verbotene Zimmer, da waren die drei wunderschönen Jungfrauen und badeten. Alsbald aber verwandelten sie sich in weiße Schwäne, hoben sich aufwärts und flogen fort. Der alte Mann fragte den Jungen, welche ihm am besten gefallen habe. „Die Jüngste!" sprach er. „Wohlan, so gehe heute Abends in jenes Zimmer; da findest du unter dem Bett drei Schachteln; bringe die, welche in der Ecke liegt, dann zu mir." Der Junge konnte den Abend kaum erwarten, eilte dann hin und brachte sie. „So nimm jetzt diese Schachtel und gehe damit nach Hause, die auserwählte Jungfrau wird dir auf dem Fuße folgen; aber siehe ja nicht hinter dich, bis du zu Hause angelangt bist; dann magst du mit der Jungfrau bei deiner Mutter Hochzeit halten; aber besorge die Schachtel wie deinen Augapfel, und nicht unterstehe dich und gib sie deiner Braut in die Hand, wie sehr sie dich auch bittet; sonst verlierst du sie auf immer!" Der Junge versprach alles so zu machen. Das erste wurde ihm leicht; er sah nicht zurück, obgleich er gern gewollt hätte; denn er hatte ja für die Neugierde hart gebüßt, und daran dachte er jetzt.

Als er endlich daheim war bei seiner Mutter, wandte er sich rasch um und sah die Jungfrau, fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie aber hatte ein schneeweißes Kleid an und war schön wie der heitere Tag, und der Junge konnte sich nicht satt sehen an ihr. Da wurde die Verlobung gehalten, und der Junge war ganz selig; aber die Jung-



frau war traurig und niedergeschlagen. Der Junge gab sich alle erdenkliche Mühe, sie zu erheitern, doch umsonst. „O was gäbe ich nicht dafür, wenn ich dich jetzt fröhlich sehe!" sprach er zuletzt. „So gib mir meine schönen Kleider, die in der Schachtel sind!" Da wurde der Junge bleich vor Schrecken; wie hatte er so unbesonnen und töricht versprochen, was zu seinem Unglück führen sollte. Er zögerte lange, lange; endlich siegte die Treue und übergroße Liebe zu seiner Braut. Er überredete und tröstete sich auch: „Das wird doch nicht gleich ihr Tod sein!" sprach er bei sich, „und fort soll sie mir auch nicht können," denn er verschloß vorsichtig alle Türen und Fenster. Kaum hatte er die Schachtel geöffnet und sie das Kleid hastig ergriffen und umgeworfen, so war sie sogleich ein Schwan und flog durch den Ofen zum Schornstein hinaus. Da ergriff den Jungen ein unendlicher Schmerz; er lief hinaus, sah dem Vogel nach und eilte in einem fort bis in den Wald zu dem alten Manne und klagte ihm seinen Jammer. „Ist sie nicht hier," sprach er zuletzt, „so sage mir, wo ich sie finden kann; ich will sie suchen bis ans Weltende, denn ich habe sie gar zu lieb!" Da sagte der Alte: „Sie ist weit weg auf einer Insel über dem Meer und wird von einem siebenhäuptigen Drachen bewacht und dahin ist schwer zu kommen; wenn du aber auch hingelangen solltest, wird dich der Drache umbringen!" Aber der Junge ließ sich nicht abschrecken; er nahm alle seine Kleider und Schuhe mit und wanderte sieben Jahre lang in einem fort und hatte alle Kleider und Schuhe zerrissen und konnte vor Müdigkeit nicht weiter; aber noch war weit und breit kein Meer zu sehen. Er fiel an einem Hügel nieder und gedachte schon da zu sterben. Da hörte er auf einmal in der Ferne einen Lärm, der kam immer näher und näher; endlich sah er drei mächtige Riesen, welche einander hin- und herzerrten. Er fragte sie alsbald, was die Ursache ihres Streites wäre? „O," sagten sie, „es handelt sich um das Kostbarste in der Welt, um einen Mantel, der unsichtbar macht den, der ihn trägt, um einen Hut, der überall hinführt den, der ihn aufsetzt, und um ein Schwert, womit der alles besiegen kann, der es schwingt. Wer diese drei Stücke besitzt, kann die schönste Jungfrau, die auf der Insel über dem Meere gefangen liegt, erretten und mit ihr das größte Königreich erwerben." Der Junge freute sich auf diese Nachricht wieder in seinem Herzen und hegte Hoffnung. „Wenn es euch recht ist, so will

ich den Streit entscheiden; bringt her jene Stücke und kämpfet ihr dann mit einander." Die einfältigen Hünen brachten sogleich Mantel, Hut und Schwert zu ihm hin und fielen nun einander in die Haare. Der Junge ergriff schnell das Schwert, warf den Mantel um und setzte den Hut auf und sprach: „Wäre ich doch nur gleich auf der Insel!" Husch! war er fort, und die dummen Riesen hatten das Nachsehen.

Als der Junge auf der Insel ankam, legte er Hut und Mantel ab, nahm nur das Schwert und ging auf die Burg los. Der Drache lag eben davor und sonnte sich, und die schöne Jungfrau mußte ihn lausen. Auf einmal roch der Drache Menschenfleisch, da brauste er auf und ringelte sich vor Wut. Aber der Junge kam unerschrocken heran und hieb ihm alle Häupter ab. Darauf hüllte er sich schnell wieder in seinen Mantel, eilte ins Schloß, nahm die Schachtel mit den Kleidern und warf sie ins Meer, dann legte er den Mantel ab und zeigte sich der Jungfrau, seiner Braut, und die erkannte ihn auch gleich und war nun über die Maßen froh. Der Junge zog mittelst des Wunschhutes schnell zu seiner Mutter und brachte sie auch nach der fernen Insel in die Drachenburg; dann feierte er mit seiner Braut in Lust die Hochzeit und war König und Herr über alles Land und alle Schätze, welche der Drache besessen hatte.

Die Stiefmutter.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten nur ein einziges Kind, und das war ein feines, herziges Büblein. Aber einmal erkrankte die Mutter und wurde immer schwächer und übler, so daß sie in wenigen Tagen von dem Büblein und ihrem Manne Abschied nahm und dann die Augen zuschloß auf immer. Dann kamen die Totengräber, trugen die Mutter fort und taten sie in das Loch hinab, und dem Knaben kam es jetzt so leer und unheimlich vor in dem Hause, daß er sich vor lauter Sehnsucht und Langweile oft fast nicht zu helfen wußte.

Aber bald wurde es schon wieder lauter in dem Hause, und der Knabe hatte nimmer viel über Langweile zu klagen. Denn der Vater

brachte gar bald eine Stiefmutter und sagte zu dem Kinde: „Siehst du, das ist jetzt deine Mutter, dieser mußt du jetzt folgen, wie du deiner ersten Mutter getan hast, und mußt alles fleißig ausrichten, was sie dir aufträgt." Der Knabe versprach das zu tun, er hatte aber zu dieser neuen Mutter kein solches Zutrauen, wie er zur ersten Mutter gehabt hatte, und wenn er ihr auch fleißig folgte, so tat er es doch mehr aus Zwang als aus Liebe, und so kam ihm das Folgen immer viel saurer vor, als früher. Die Stiefmutter konnte auch den Buben gar nicht leiden, und wenn er ihr auch alles tat, was sie wollte, so war sie doch nicht zufrieden und schimpfte und züchtigte ihn, als ob er der böseste Bube von der Welt wäre. Sie tat ihm nichts an, kämmte ihn nicht und wusch ihn nicht, so daß das Büblein, das früher so nett und sauber gewesen war, bald alle Leute grausen machte und bei niemandem mehr gern gelitten wurde. Den ganzen Tag mußte er im Walde draußen eine ganze Herde Schweine hüten, und dabei bekam er nichts anderes zu essen, als Morgens vor dem Ausfahren und Abends nach der Heimkehr ein paar Brocken.

So hätte er keine Freude gehabt, wenn nicht die Schweine, die er zu hüten hatte, gut geraten wären. Diese nahmen aber schon so zu, daß jedermann gemeint hätte, sie wären im Stalle gemästet, nicht aber auf die Weide getrieben worden. Wie das Ding zuging, das verstand der Knabe selbst nicht. So oft er mit seiner Herde ausfuhr und ein Stück in den Wald hineinkam, fingen die Schweine auf einmal an zu laufen und liefen so schleunig waldein, daß es dem Hirten das Nachlaufen verleidete. Abends kamen sie auch richtig alle wieder zuwege, und man konnte es ihnen an ihrer Wampe und am Laufen ansehen, daß sie untertags gute Weide mußten gehabt haben. Den Knaben wunderte es oft, wo denn etwa der gute Platz für die Schweine sei, aber zum Nachlaufen konnte er sich nie entschließen.

Als er einmal so allein im Walde herumstrich und sich auf mancherlei Art die Zeit zu verkürzen suchte, begegnete ihm ein altes Weibele und fragte ihn: „Bübl, was tust denn?"

„Fack'n hüten."

„Weißt du, wo deine Facken allemal hingehen?"

„Das weiß ich nicht. Sie laufen halt allemal fort, wenn sie ein Stück im Wald sind, und Abends kommen sie sattgefressen zurück."

„So geh doch einmal schauen, wo sie ihre Weide haben. Du brauchst dich nicht zu fürchten, es geschieht dir gewiß nichts."

Der Knabe versprach ihr, einmal nachzulaufen, und die Alte ging wieder fort.

Am andern Tage fuhr er wieder mit seiner Herde in den Wald, aber als die Schweine anfingen zu laufen, so lief er auch mit und lief so stark, daß er fast die Füße verlor. Als er lange Zeit gelaufen war und ihm schon anfing der Atem auszugehen, da sah er ein Loch im Erdboden, und in das liefen die Schweine alle zusammen hinein. Da getraute er sich nimmer nachzulaufen, weil es in dem Loche gar so finster war, daß ihm schon das Hineinschauen völlig unheimlich vorkam. Er strich wieder den ganzen Tag in der Nähe des Loches umher und suchte sich die Zeit mit allerlei Kurzweil zu vertreiben. Während er so herumtändelte, stand auf einmal wieder das alte Weibele vor ihm und fragte: „Bist du den Schweinen heut nachgegangen und hast geschaut, wo sie ihre Weide haben?"

„Ja, ich bin wohl lange Zeit nachgelaufen, aber sie sind dann in ein stockfinsteres Loch hinein, und da habe ich mich nimmer nachgetraut."

„Warum denn nicht nachgetraut? Geh du nur hinein in das Loch, wirst sehen, es geschieht dir nichts."

Der Knabe versprach, am andern Tage hineinzugehn, und die Alte humpelte wieder fort. Als es Abend war, lief das ganze Rudel Schweine wieder zuweg, und der Hirte fuhr alsogleich heim.

Am andern Tag in aller Frühe bekam er wieder ein paar Brocken und mußte dann wieder die Schweine hinaustreiben in den Wald. Als er ein Stück im Gehölze drinnen war, da fingen die Schweine wieder an zu laufen, und der Hirte lief ihnen nach über Stock und Stein, daß ihm fast der Atem ausging, — und als sie in das Loch hineinschossen, da überwand er alle Furcht und lief ihnen auch nach. Da war es aber so finster wie in einem Sack, und er wußte bei keinem Schritt, wo er hintappte, sondern mußte nur aufs Geratewohl seiner Nase nachlaufen, so wie es die Schweine auch taten.

Nachdem er eine gute Strecke so gelaufen war, kam es ihm vor, als ob ein leiser Strahl in das Dunkel hereinbräche, und während er sich darüber zu freuen anfing, wurde es schon wieder ein wenig

heller und dann noch heller, — und endlich hörte das Loch auf, und er kam mit seinen Facken in eine freundliche Lichte. Die Facken rannten noch immer aus Leibeskräften darauf los, der Hirte aber ließ sich jetzt ein bißchen Zeit, weil er sich in der freien Weite doch weniger fürchtete, als in dem stockfinstern Loche. Er war noch nicht weit von dem Ausgang der Höhle, da begegneten ihm drei wunderschöne Jungfrauen und fragten ihn: „Bübl wohin?"

„Ich gehe nur schauen, wo meine Facken hin sind. Ich will dann geschwind wieder hinausgehn." So sagte das Büblein, weil es sich halt gar so fürchtete vor den drei fremden Jungfrauen. Diese aber waren freundlich mit ihm, hießen ihn munter sein und sagten: „Wenn du die Facken sehen willst, so mußt du noch weit hinausgehen, dann wirst du sie schon finden."

Das Büblein folgte ihnen, hob rüstig die Füße auf und ging noch eine lange, lange Strecke. Als es sich schon völlig müde gelaufen hatte, sah es endlich seine Facken, die mit vergnügtem Herzen an drei großmächtigen Haufen wühlten und mit einem solchen Eifer fraßen, daß sie des Hirten gar nicht gewahr wurden. Es wunderte ihn, woran sie denn so gierig fräßen, und er ging deswegen noch etwas näher hinzu. Da sah er, daß es drei Kornhaufen waren, worin sie ihre Rüssel steckten, und es kam ihm nun nicht mehr sonderbar vor, warum die Tiere in der letzten Zeit so viel Speck gezügelt hatten. Er dachte sich: „Da brauche ich nicht viel zu hüten, fressen tun sie schon selber, und hinausgekommen sind sie auch noch allemal." Er kehrte also um und ging wieder den gleichen Weg zurück, auf dem er gekommen war. Da begegneten ihm wieder die drei Jungfrauen und sagten: „Bist du bei den Facken gewesen?" „Jetzt hab' ich sie wohl gesehen," sagte das Büblein voll Freude, „sie sind da draußen und tun Korn fressen."

„Siehst du," erwiderten die Jungfrauen, „das Korn ist alles für deine Facken. Daran kannst du sie fressen lassen, bis es gar ist, und wenn sie das alles aufgefressen haben, so werden sie schon einen dicken Speck aufhaben." Das Büblein dankte dafür und wollte weiter gehn. Die Jungfrauen aber sagten: „Jetzt bleibe du da, bis es Abend wird, und dann fährst du selbst mit deinen Tieren zum Loch hinaus und der Heimat zu." Der Knabe ließ sich die Einladung gerne gefallen

und blieb bei den Jungfrauen. Diese gingen sogleich um Kamm und Seife, kämmten und reinigten ihn und brachten ihm dann neue Kleider, die er anlegen mußte. Da schaute das Büblein auf einmal ganz anders aus, und es war ihm so wohl in den reinlichen Kleidern, daß es vor Freude gar nicht wußte, wie ihm geschehen war. Jetzt brachten ihm die Jungfrauen auch zu essen und stellten ihm Schmalznudel und andere gute Sachen vor, die er sein Lebtag nicht gekostet hatte. Das Büblein aß mit großem Appetit und dankte in einem fort unserm Herrn und den Jungfrauen. Diese schauten ihm zu, redeten freundlich mit ihm und munterten ihn von Zeit zu Zeit auf, tapfer drein zu schlagen.

Als er den Löffel fortgelegt und unserm Herrn noch einmal für die gute Speise gedankt hatte, hießen ihn die Jungfrauen noch bleiben und sagten zu ihm: „Jetzt, weil wir deine Facken verköstigen und du bei uns Kleider und Essen gekriegt hast, so mußt du uns auch etwas versprechen, was du leicht halten kannst. Du darfst keinem Menschen etwas sagen, wohin du deine Facken auf die Weide treibst oder wo du selbst Gewand und Speise bekommst. Hörst du? Aber wenn du uns das versprichst und dein Versprechen fleißig in Acht nimmst, so darfst du mit deinen Tieren immer zu uns hereinkommen und wirst allzeit so gut aufgenommen werden wie heute."

Dem Knaben fiel es gar nicht ein sich zu besinnen, und sogleich versprach er ihnen hoch und teuer, keinem Menschen von ihrer verborgenen Wohnung etwas zu sagen.

Als die Sonne anfing, hinter die Berge hinabzukriechen, kamen die Facken des Weges daher, und man konnte es ihnen an Gang und Bauch wohl ansehen, daß sie am Fressen keinen Mangel gehabt hatten. Der Knabe nahm dankend Abschied von den drei Jungfrauen und versprach am andern Tage wieder zu kommen. Dann hob er seinen Stecken auf, gab den hintersten von den Facken ein lustiges hinauf und fuhr nun so schnell, als es gehen wollte, zum Loche hinaus und der Heimat zu. Als er daheim ankam, tat er zuerst die Facken in den Stall und ging dann in die Küche hinauf zur Stiefmutter. Als diese den saubern Jungen sah, schaute sie ihn zuerst von oben bis unten an, ob es wohl ihr Bube sei, und als sie sich überzeugt hatte, daß es doch kein anderer sei, so wurde sie brennrot vor Zorn, weil sie ihm das hübsche reinliche

Aussehen und das saubere neue Kleid nicht vergönnen wollte. Sie schalt eine Weile, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, und erst als sie ihr Maul tüchtig ausgeleert hatte, fragte sie ihn: „Jetzt sag mir aber, wer hat dir das saubere Kleid angelegt?"

„Das habe ich mir selbst angelegt," erwiderte der Knabe. Da ging das Schelten des bösen Weibes von neuem an, und sie wollte mit aller Gewalt aus dem Knaben herausbringen, woher es denn komme, daß er heut so schön und sauber sei. Der Knabe aber gab allemal ausweichende Antworten und ließ sie schelten, so viel sie wollte, sagte aber von den drei Jungfrauen und ihrem geheimen Aufenthalte kein einziges Wörtchen. Als es Schlafenszeit war, hörte der Lärm endlich auf, und der Knabe legte sich vergnügt in sein schlechtes Bettchen. Er dachte und träumte die ganze Nacht von dem glücklichen Aufenthalt, den er gestern angetroffen hatte, und konnte kaum den Morgen erwarten, um mit seiner Herde wieder dahin zu fahren.

Kaum fing es an zu dämmern, so sprang er schon aus dem Bette, legte sich vergnügt die saubern Kleider an, trieb dann die Schweine aus dem Stall und fuhr singend und pfeifend mit der grunzenden Herde dem Walde zu. Die Schweine brauchte er nicht viel zu treiben, weil sie das gute Futter wußten, und so kam er bald bei dem Loche an. Die Facken rannten ungeheißen auf dasselbe los und, wie der Wind, alle zusammen hinein. Der Knabe lief ihnen nicht nach, weil er wußte, wohin sie rannten, sondern er ging allein hinten nach. Als er durch das Loch gegangen war, begegnete er wieder den drei Jungfrauen, die ihn freundlich grüßten und einluden, den Tag über bei ihnen zu bleiben. Er blieb gerne da und hatte wieder so gute Zeiten, wie gestern. Schmalznudel und andre gute Kost bekam er in Hülle und Fülle und hatte sich nichts zu wünschen, als daß er abends nicht wieder zur bösen Stiefmutter heimkehren müßte.

Als aber die Sonne heimging, kamen wieder die Facken, und er mußte wieder heimgehn und das Schimpfen und Lästern der Mutter mit anhören.

So ging es lange Zeit fort. Der Knabe fuhr alle Tage durch das Loch zu den drei Jungfrauen und hatte dort ein Leben, daß er sich's nicht besser hätte wünschen können. Sie schenkten ihm immer

mehr und schönere Sachen, und als er zu einem Jüngling herangewachsen war, konnte er sich mit den schönen Kleidern, die er von den Jungfrauen bekam, vor seinen Altersgenossen herausputzen. Abends aber mußte er immer das Schelten und Fratscheln der Stiefmutter anhören und hatte genug zu tun, um allemal einen Ausweg zu finden, damit er von den Jungfrauen und ihrem Aufenthalte nichts zu sagen brauchte.

Eines Tages, als er wieder mit den drei Jungfrauen herumging und sich von ihnen bewirten ließ, führten sie ihn zu den drei großen Geldhaufen und sagten: „Schau, einen von diesen Haufen kannst du dir leicht erwerben, wenn du so fort fährst, wie du bisher getan hast. Wir alle drei sind verwünscht, und es dauert nur noch zehn Jahre, bis wir erlöst werden können. Bist du diese zehn Jahre hindurch fein still, und sagst keinem Menschen etwas von uns und unserm Aufenthalte, so sind wir erlöst, und von diesen drei Geldhaufen gehört einer dir, einen gibst du der Kirche, und den dritten verteilest du unter die Armen."

Der Knabe, weil er sich über seine verwünschten Wohltäterinnen erbarmte und ihm das Geld auch ein bißchen in die Augen stach, gab ihnen sein Wort, er wolle sich hinfüro schon zusammennehmen, wie er es bisher getan, und keinem Menschen ein Wörtchen von ihnen sagen.

Von nun an gaben ihm die Jungfrauen nicht nur Essen und Kleider, sondern auch Geld, so daß er der Stiefmutter oft mit einem Silberstück aushelfen konnte. Diese aber hatte nur einen neuen Zorn, als sie sah, daß der Bube, den sie nicht leiden konnte, auch Geld in der Tasche habe, und sie schimpfte ihn jetzt nur desto ärger. Sie hielt ihm vor, er habe es gestohlen, und drohte, ihn vor Gericht anzuzeigen, wenn er nicht bekenne, woher er es habe. Der Junge aber wußte sich allemal herauszureden, ohne daß er von den Jungfrauen eine Meldung tat.

Die Stiefmutter bekam endlich einen solchen Zorn über ihn, daß sie wirklich bei Gericht angab, ihr Stiefsohn betreibe das Schelmhandwerk. Da kam der Gerichtsdiener, faßte ihn ab und führte ihn vor Gericht. Da forderte ihn der Richter auf zu bekennen, woher er das viele Geld bekomme, wenn er's nicht stehle. Er brachte allerlei Ausreden vor, der Richter aber war damit nicht zufrieden und sagte,

wenn er's nicht bekennen wolle, so werde für ihn schon ein Loch im Turme oder beim Seiler ein Stricklein zu finden sein. Da wurde er verzagt und erzählte, daß er das Geld von den verwünschten Jungfrauen habe, zu denen er im Walde draußen durch eine Höhle gelangt wäre. Hiermit waren Stiefmutter und Richter zufrieden, und er konnte wieder frei seine Wege ziehen.

Am andern Tage fuhr er wieder mit seiner Herde hinaus in den Wald. Die Facken rannten dem Loche zu, und er selbst lief ihnen eilig nach. Allein das Loch war verschlossen, und weder er noch die Facken konnten hineinkommen. Drinnen hörte er aber oft, wenn er in dieser Gegend hütete, ein bitteres Seufzen und Weinen. Da kam ihm allemal die Reue, daß er sich hatte abschrecken lassen, die drei Jungfrauen zu erlösen.



Hans Wunderlich.

Es war einmal ein König, der lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden. Da starb ihm die Königin und ließ ihm ein kleines Prinzeßchen zurück, das war so schön, daß der König seine Herzensfreude daran hatte. Um so mehr tat ihm leid, daß das Kind ohne Mutter groß werden sollte; er heiratete darum zum zweiten Male. Doch der Stiefmutter war die kleine Prinzessin ein rechter Dorn im Auge, und zumeist ärgerte sie sich, daß der König so große Stücke auf das Kind hielt; denn so durfte sie ihm niemals etwas anhaben. Als das Mädchen nun sechzehn Jahre alt geworden und der König gerade im Kriege war, konnte sie es nimmer aushalten und rief alle Hexenmeister und Hexen des ganzen Königreiches zu sich auf das Schloß, und sie berieten miteinander, wie sie die Prinzessin verderben könnten. Der eine sagte dies, der andere das, am meisten gefiel aber der Königin der Rat eines alten Jägers, welcher der größte Hexenmeister im Lande war. Der ging in den Wald und fing dort von jeder Art Tiere eins und nahm jedem drei Blutstropfen aus dem Leibe und gab ihnen dann die Freiheit zurück. Die Blutstropfen tat er in ein Fläschchen und brachte das der Königin und hieß sie, es der Stieftochter am andern Morgen in die Suppe schütten. Und so tat die Königin auch.

Nachdem drei Monate vergangen waren, mochte die Prinzessin nicht mehr singen und springen, wie sie früher getan hatte, sondern blieb zu Hause und spann; die alte Königin aber schrieb ihrem Manne ins Feld: „Was soll ich mit deiner Tochter machen? Sie ist liederlich geworden und treibt sich mit leichtfertigem Gesindel herum." — „Das schreibt sie, weil es nicht ihr Kind ist," dachte der König und ließ ihr durch einen Boten melden, sie möge hübsch acht geben auf seine Tochter; wenn er zurückkäme, wolle er sie bestrafen. Da verstrichen wieder drei Monate, und die Prinzessin wurde ganz still und weinte nur manchmal leise vor sich hin; die Königin aber schrieb einen neuen Brief an den König, darin stand: „Willst du vor deinem Lande zum Gespötte werden? Deine Tochter ist die liederlichste Dirne im ganzen Reich." Als der König das Schreiben gelesen hatte, rief er seinen

treusten Diener herbei, gab ihm einen versiegelten Brief und sprach: „Eile, mein Sohn, und geh auf das Schloß, und wenn es wahr ist, daß die Prinzessin, meine Tochter, mir Schande macht vor aller Welt, so gib der Königin diesen Brief; ist es aber nicht wahr, so behalte den Brief und bring ihn mir eilends zurück." Der Bote tat, wie ihm der König befohlen hatte, und als er auf dem Schlosse war, sagte man ihm, daß die Königin recht geschrieben hätte, und er gab ihr den Brief und eilte wieder davon. Die Königin aber erbrach das Siegel, öffnete den Brief und las: „Mach mit meiner Tochter, was du willst, und bestrafe sie, wie sie es verdient hat." Da lachte der alten Hexe das Herz im Leibe, und sie rief ihren Hofjäger herbei und befahl ihm, die Prinzessin im Walde zu erschießen, und als Wahrzeichen, daß er den Befehl vollführt habe, solle er ihr das Herz und die Augen ausschneiden und mit auf das Schloß bringen.

Der Jäger nahm die Prinzessin bei der Hand und führte sie in den Wald hinaus. Als sie ein Endchen gegangen waren, sprach er: „Jetzt steh still!" und legte die Büchse an, um das arme Kind zu erschießen. „Ach, lieber Jäger, was hab ich denn getan, daß du mich töten willst?" schrie die Königstochter. „Das weiß ich nicht," antwortete der Jäger, „die Königin hat es mir so befohlen." Da bat ihn die Prinzessin vom Himmel zur Erde, und endlich sagte der Jäger: „Wenn ich dich verschone, so komme ich um mein Leben, denn ich soll der Königin, deiner Mutter, deine Augen und das Herz als Wahrzeichen bringen, daß ich dich erschossen habe." — „Erschieß doch den Hund und nimm von ihm Augen und Herz," bat die Prinzessin, „und ich schwöre dir einen teuren Eid, daß ich nie wieder meines Vaters Reich betreten werde." Das war der Jäger zufrieden, und nachdem ihm die Prinzessin geschworen hatte, tötete er seinen Hund, schnitt ihm die Augen und das Herz aus und brachte beides der Königin. Da freute sich die alte Hexe; denn nun wußte sie ja, daß ihre Stieftochter gestorben war.

Die Prinzessin war aber nicht tot, sondern lief im wilden Walde herum; und als es Abend geworden war, fand sie ein Erdloch, aus dem der Sturmwind einen großen Eichbaum gerissen hatte. Dahinein trug sie trockenes Laub und Moos und machte sich ein warmes Lager zurecht, daß sie die Nacht über nicht frieren durfte. Am andern

Morgen suchte sie Wurzeln und Kräuter, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und des Abends kroch sie wieder in das weiche Nestchen hinein. So lebte sie drei Monde lang. Eines Nachts war ihr im Schlafe so recht warm geworden, und als sie mit Sonnenaufgang nach ihrer Gewohnheit aufstehen wollte, sprang ein bunter Junge vor ihr herum, der hatte Federn und Haare, schwarz und weiß, gries und grau, rot und grün, gelb und blau. „Mutter," rief der närrische Schelm, „du hast lange genug im Walde Kräuter gegessen; jetzt komm mit mir an des Königs Hof." Der Prinzessin kam es wunderlich vor, daß der bunte Junge sie Mutter nannte; aber da er so sagte, glaubte sie ihm auch und folgte ihm nach, wohin er sie führte. Es dauerte nicht lange, so waren sie aus dem Walde heraus, und noch ein klein Weilchen, so standen sie vor einem prächtigen Königsschloß. „Mutter! hier ist die Stelle der Küchenmagd frei," sagte der bunte Junge, „da vermiete dich nur. Das gute Essen wird dir besser munden, als das Kräuter- und Beerenwesen im Walde." — „Wo bleibst aber du?" fragte die Prinzessin. „Das laß meine Sorge sein, Mutter," antwortete der bunte Junge und sprang davon. Die Königstochter aber tat, wie ihr der bunte Junge geheißen hatte, und wurde auch sogleich als Küchenmagd angenommen.

Indes spielte der bunte Junge mit den Kindern der Stadt vor dem Tore und balgte sich mit ihnen herum, wie Knaben zu tun pflegen. Da kam des Königs Sohn von der Jagd zurück, und als er den bunten Jungen sah mit Federn und Haaren, schwarz und weiß, gries und grau, rot und grün, gelb und blau, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Bunter Junge, wo kommst denn du her?" — „Das weiß ich nicht." — „Wer ist denn dein Vater?" — „Das glaubst du mir doch nicht." — „Wer ist deine Mutter?" — „Das sage ich nicht." — „Wo wohnst du denn?" — „Wo ich will." — „Höre einmal, bunter Junge," sagte darauf der Prinz, dem der Schelm gefiel, „ich will dich in meine Dienste nehmen." — „Wenn du mir gut tust, gehe ich darauf ein," antwortete er, „du darfst mich aber niemals wieder bunter Junge rufen." — „Wie heißt du denn?" fragte der Königssohn. — „Ich heiße Hans Wunderlich!" — „Nun, so komm mit mir, Hans Wunderlich," sprach der Prinz, und der bunte Junge lief neben dem Rosse her, schneller, als ein Windspiel zu laufen

vermag. Auf dem Schlosse bekam er von der Speise, welche dem Prinzen aufgetragen wurde, und wo dieser war, war er auch, und des Nachts kroch er unter die Bettstelle und schlief dort, bis der Königssohn erwachte.

Eines Tages sagte der Königssohn: „Hans Wunderlich, ich habe eine große Reise vor, da darfst du nicht mitkommen!" — „Wo du bist, bleibe ich auch," versetzte der bunte Junge. — „Wenn ich dich nun aber nicht in den Wagen nehme." — „Dann setze ich mich zu dem Kutscher auf den Bock!" — „Und wenn ich dich dort nicht sitzen lasse." — „So laufe ich nebenher." — „Und wenn ich dich zurücktreiben lasse!" — „So bin ich doch bei dir; denn wo du bist, bleibe ich auch." Sprach der Prinz: „Wenn es so steht, will ich dich doch nur mitnehmen." — „Ist auch besser," sagte Hans Wunderlich; und er durfte in den Wagen hinein, als der Königssohn von seines Vaters Schloß fuhr. Der Prinz wollte aber einen König besuchen, dessen eine Tochter für ihn zur Gemahlin bestimmt war. Die Sache war schon längst abgemacht, nur wußte der König nicht, welche Tochter er weggeben sollte. Da mußte nun der Prinz selber kommen und die Prinzessin aussuchen, die ihm am meisten gefiel.

Auf der Reise kamen sie durch einen großen Wald, und als es Abend wurde, sahen sie ein Wirtshaus vor sich, das war hell erleuchtet und schien voller Menschen. Dort mußte der Kutscher halten, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, ließ sich der Prinz ein Zimmer geben und ging mit Hans Wunderlich hinauf. „Prinz," sagte der bunte Junge, als der Königssohn sich entkleidet hatte, „heute kannst du einmal unter dem Bette schlafen, ich habe es lange genug getan." — „Nicht doch, Hans Wunderlich," antwortete der Prinz, „so haben wir nicht gewettet: der Herr gehört ins Bett und der Diener darunter." — Hans Wunderlich blieb aber dabei, und endlich kroch der Prinz um des lieben Friedens willen unter die Bettstelle und lag auf der Diele, während sich der bunte Junge in dem weichen Bette streckte. Als Mitternacht vorüber war, tat sich mit einem Male die Türe auf, und zwölf Kerle kamen mit langen, scharfen Messern herein geschlichen, fielen über das Bett her und stachen hinein. In dem Augenblick war aber auch Hans Wunderlich schon aufgesprungen, hatte den ersten bei den Beinen gepackt und schlug mit ihm auf die

elf andern ein, bis er sie samt und sonders getötet hatte. Dann warf er die Leichen zum Fenster hinaus und sagte zu dem Prinzen: „Jetzt leg du dich wieder in das Bett und laß mich unter die Bettstelle kriechen." Der Prinz bedankte sich bei dem bunten Jungen; denn nun merkte er, warum er durchaus mit auf die Reise gewollt hatte. Darauf legte er sich in das Bett und schlief bis an den lichten Morgen; dann stiegen sie wieder in den Wagen und fuhren in des Königs Stadt, mit dessen Tochter der Prinz Hochzeit machen sollte.

Ehe der Prinz aber auf das Schloß ging, nahm ihn Hans Wunderlich beiseite und sprach zu ihm: „Höre, Prinz, vergiß mein nicht, sonst werde ich dein auch vergessen. Bring mir jeden Mittag Speis und Trank in den Garten und stell es mir unter einen Baum, daß ich davon leben kann." Der Prinz versprach dem bunten Jungen, daß er ihn nicht vergessen würde, und ging auf das Schloß. Der alte König freute sich sehr, daß sein Schwiegersohn gekommen sei, und befahl seinen beiden Töchtern, daß sie vor ihn treten sollten, damit er sich diejenige auswählte, welche ihm am besten gefiele. Die Prinzessinnen waren beide von schöner Gestalt, aber die jüngste gefiel ihm doch besser, als die älteste, und er erbat sich dieselbe vom König zur Frau. Der war damit einverstanden, und es wurde Verlobung und Hochzeit gefeiert; und der Prinz vergaß über dem Festesjubel ganz und gar seines Hans Wunderlich und brachte ihm kein Essen in den Garten hinab. Als nun am Abend das junge Paar zu Bette ging, litt es die älteste Prinzessin nicht länger vor Wut und Neid, daß ihre jüngere Schwester vor ihr einen Mann bekommen, sie ergriff ein langes, scharfes Messer, schlich sich damit in die Schlafkammer hinein und stach es ihrer Schwester durchs Herz, daß sie lautlos und ohne daß der Prinz darüber erwachte, ihren Geist aufgab. Das blutige Messer aber legte sie zur Seite des Prinzen nieder. Doch einer war dabei, der die Mordtat mit angesehen, das war Hans Wunderlich; und als die älteste Prinzessin in ihre Schlafkammer zurückkehrte und einschlief, schrieb er ihr mit Kohle auf die bloße Brust: „Ich bin Schuld an meiner Schwester!" Dann lief er wieder in den Garten zurück.

Am andern Morgen wollte der alte König wissen, wie den jungen Leuten die Hochzeit bekommen sei; als er aber die Türe auftat,

schwamm sein jüngstes Töchterlein in ihrem Blute, und der Prinz lag ruhig neben ihr und hatte das Dolchmesser noch an seiner Seite. „Mörder! Mörder!" schrie der alte König und rang die Hände, und als der Prinz von dem Schreien erwachte, hatten ihn schon die Königsdiener gepackt und warfen ihn in den tiefsten Kerker, und am vierten Tage sollte er gerichtet werden. Da saß er nun im äußersten Keller und rang die Hände und wußte nicht wo aus noch ein. Nur ein ganz kleines Guckfensterchen war hoch oben in der Mauer, damit etwas frische Luft hinein käme und er nicht in dem Gefängnis erstickte. Wie er nun seine Blicke zu dem Guckloch erhob, sah er den bunten Jungen vor dem Fenster lustig auf- und abspringen, als ginge es zur Hochzeit. „Hans Wunderlich, Hans Wunderlich!" rief der Prinz, „hilf mir oder ich sterbe." — „Du hast mein vergessen, so werde ich dein vergessen," antwortete der bunte Junge und sprang davon. Den zweiten Tag sprang er wiederum vor dem Kerkerfenster herum, bis der Prinz seiner gewahr wurde und rief: „Hans Wunderlich, Hans Wunderlich, rette mich aus der Not!" Der bunte Junge gab ihm jedoch dieselbe Antwort, wie tags zuvor, und war verschwunden. Am dritten Tage war der Prinz schon ganz am Leben verzagt, und als er diesmal den bunten Jungen erblickte, flehte und bat er so kläglich, daß Hans Wunderlich mitleidig wurde und zu ihm sprach: „Nun gut, ich werde dir helfen, wenn du dafür meine Mutter heiraten willst." — „Das will ich gerne tun," antwortete der Prinz, „rette mir nur das Leben." — „Ich habe dein Wort, daß du meine Mutter heiratest," erwiderte Hans Wunderlich, „und du hast meins, daß sie dir kein Haar krümmen. Warte nur ab, wie alles geschehen wird!"

Am andern Tage stand der Prinz schon auf der Leiter, und der König und die älteste Prinzessin und die Herren vom Hofe und viel Volks stand um den Galgen herum, daß sie sähen, wie der Mann sein Leben verliere, der seine Frau in der ersten Nacht erstach. Als nun der Henker dem Prinzen eben die Schlinge um den Nacken legen wollte, kam der bunte Junge herbeigelaufen und rief: „Herr König, vergießt nicht unschuldig Blut und schaut nach, was eurer Tochter auf der bloßen Brust geschrieben steht!" Da schrie auch der Prinz von der Leiter herab: „Ich wünsche mir als letzte Gnade, daß es so geschieht, wie Hans Wunderlich gesagt hat." Die letzte Bitte durfte

der König dem Prinzen nicht abschlagen; er nahm darum die Prinzessin beiseite, öffnete ihr das Kleid, und da las er denn auf der bloßen Brust: „Ich bin Schuld an meiner Schwester!" — „Wer hat das darauf geschrieben?" fragte er zornig. „Das habe ich getan," versetzte Hans Wunderlich und erzählte genau, wie alles gekommen sei. Da konnte auch die Prinzessin nicht mehr leugnen, und sie gestand, daß sie es nicht habe ertragen können, daß ihre jüngere Schwester vor ihr einen Mann bekommen. Sobald der König das vernahm, mußte der Prinz von der Leiter herab, und an seiner statt stieg die Prinzessin hinauf, und der Henker legte ihr die Schlinge um den Hals; dann zog er die Leiter fort, und da hing sie am hell lichten Galgen, den Krähen und Raben zur Speise.

Der Prinz aber stieg mit Hans Wunderlich in den Wagen, und sie fuhren in ihr Königreich zurück. Als sie im Walde waren, sprang der bunte Junge aus dem Wagen heraus und kam bald darauf mit einem großen Wolfe an. „Prinz," rief er, „hier ist meine Mutter!" — „Wenn es deine Mutter ist," antwortete der Königssohn, „so will ich den Wolf heiraten, und er soll meine Frau werden." — „Nein, es ist meine Mutter nicht," lachte Hans Wunderlich, „meine Mutter schaut anders aus, ich wollte dich nur versuchen." Es dauerte gar nicht lange, so schleppte er einen alten Zottelbär herbei. „Prinz, hier ist meine Mutter!" — „Wenn der Zottelbär deine Mutter ist, so will ich ihn heiraten, und er soll meine liebe Frau werden," antwortete der Prinz wieder. „Nein, auch der Zottelbär ist meine Mutter nicht," lachte der bunte Junge, „meine Mutter schaut anders aus," und er kam mit einem wilden Löwen angesprungen. Dem Prinzen stiegen die Haare zu Berge vor Furcht; aber als Hans Wunderlich sprach: „Hier, dies ist meine Mutter!" antwortete er dennoch, wie zuvor: „Wenn der Löwe deine Mutter ist, soll er auch meine Frau werden." — „Auch der Löwe ist meine Mutter nicht," lachte der bunte Junge, „wie sollte ich wohl solch eine Mutter haben!"; dann ließ er den Löwen laufen, sprang wieder zu dem Prinzen in den Wagen hinein, und sie fuhren zusammen auf das königliche Schloß. Dort stand gerade die Prinzessin am Brunnen, um Wasser für den Koch in die Küche zu tragen. „Das ist meine Mutter," rief Hans Wunderlich, sprang aus dem Wagen, ergriff die Prinzessin am Arme und führte sie dem

Königssohne zu. „Ach, die hat mir schon längst gefallen!" rief der Prinz, und als Hans Wunderlich ihm die Hand darauf gegeben hatte, daß er diesmal die Wahrheit sage, gab der Prinz des bunten Jungen Mutter einen Kuß, und sie verlobten sich mit einander. Den Abend wurde die Hochzeit gefeiert, und so war die Prinzessin wieder zu königlichen Ehren gelangt, wie sie auch nicht anders verdient hatte.

Als sie am andern Morgen aufgestanden waren, sprach der Prinz: „Ist denn Hans Wunderlich wirklich dein Sohn?" — „Er sagt es ja," antwortete die Prinzessin, „es muß aber durch Zauberei geschehen sein, mit rechten Dingen ist es nicht zugegangen." Wie sie noch so miteinander sprachen, tat sich die Türe des Schlafkämmerleins auf, und der bunte Junge kam herein gesprungen. „Vater," rief er und zupfte den Prinzen am Rocke, „komm mit mir in den Garten hinab, aber vergiß nicht, dein Schwert umzugürten." Der Prinz tat so, wie ihm Hans Wunderlich gesagt hatte, und als sie unten im Garten waren, sprach der bunte Junge zu ihm: „Jetzt zücke dein Schwert und schlage mir das Haupt ab!" — „Das werde ich nicht tun," versetzte der Prinz; „wie werde ich dem das Haupt abschlagen, der mir zweimal mein Leben gerettet!" — „Gehorche mir, oder es geht dir schlecht!" rief der bunte Junge. Da bekam der Prinz Furcht, denn er wußte, was Hans Wunderlich vermochte, wenn er böse war. Er zog darum das Schwert aus der Scheide, holte weit aus, und ratsch! hatte das scharfe Eisen den Kopf abgeschnitten, daß er zu Boden fiel. Kaum hatte das Haupt jedoch den Erdboden berührt, sprang es wieder in die Höhe, und ehe der Prinz es sich versah, saß es wieder zwischen den Schultern, und aus Hans Wunderlich war ein stattlicher Königssohn geworden, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte. „Nun bin ich erlöst," rief er freudig, und nachdem er dem Prinzen alles erzählt hatte, wie es mit seiner Mutter gekommen sei, kehrten sie beide auf das Schloß zurück. Da war die Freude einmal groß, als die Prinzessin sah, was aus ihrem bunten Jungen für ein stolzer Prinz geworden war. Sie lebten darauf alle drei noch viele Jahre lang in Glück und Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.



Sieben Meilen hinter Eulenpfingsten lebten vor alter Zeit ein Mann und eine Frau, aßen und tranken und waren allezeit guter Dinge. Der Mann aber war ein Müller; nun rate, was die Frau war. Und sie hatten eine einzige Tochter. Wenn die im Sommer am Bache saß und ihre Füßchen spülte, kamen alle Fische herbei und sprangen vor Freuden aus dem Wasser, so schön war sie. Einst wurde eine teure Zeit, und es kam nur wenig Korn zur Mühle. Deshalb hatten sie nichts mehr zu essen. Da ging die Frau eines Tages hin, schüttelte alle Kisten und Kasten und klopfte alle Säcke aus, tat das letzte Salz daran, kochte einen Roggenbrei und sagte: „Dies wird die letzte Mahlzeit sein. Wir können uns dann hinlegen und sterben." Als der Brei bald fertig war, kam der Mann in die Küche, nahm den hölzernen Löffel und wollte einmal schmecken. Die Frau verwehrte es ihm, und als er Gewalt brauchen wollte, nahm sie den Kessel auf den Kopf und lief davon, daß ihr die Haare um den Nacken flogen. Der Mann setzte mit dem Löffel in der Hand hinter ihr her, und als die Tochter das sah, nahm sie ihre Schuhe in die

Hand und lief hinter dem Vater her. Und sie kamen in einen Wald. Da verlor das Mädchen den einen Schuh, und während sie den suchte, ohne ihn finden zu können, verschwanden Vater und Mutter hinter den Bäumen. Da setzte sie sich hinter einen Busch und konnte nicht mehr, so müde war sie, und weinte und wimmerte, und als sie daran dachte, daß sie ihren einen Schuh verloren hatte, weinte sie noch viel mehr. Den einen Schuh aber hatte der Zaunkönig gefunden, und die Frau Zaunkönigin wiegte ihre Jungen darin. Als sie nun da so saß und klagte, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen, stand auf einmal eine steinalte Frau vor ihr, die sagte: „Was fehlt dir, mein Kind?" Das Mädchen antwortete: „Ja, die Mutter nahm das letzte Mehl und kochte einen Brei davon. Da wollte der Vater schmecken, die Mutter wollte es nicht haben. Nun ist sie davon gelaufen mit dem Kessel auf dem Kopf, und der Vater läuft hinter ihr her mit dem Löffel in der Hand. Und als ich ihnen nachlief, verlor ich einen Schuh, und während ich den suchte, verschwanden Vater und Mutter hinter den Bäumen. Was soll ich nun anfangen? Hätte ich nur den Schuh wieder!" „Hier hast du einen andern," sagte die Frau, griff in die Tasche, holte einen funkelnagelneuen heraus und setzte hinzu: „Sei ruhig und tu, was ich dir sage, so wird alles gut! Geh noch ein wenig tiefer in den Wald, da kommst du an ein großes Haus, das ist ein Königsschloß. Da geh hinein. Und wenn sie dir dann viele Kleider vorlegen, seidene, baumwollene und leinene und dir sagen, du sollst dir davon eins wählen, so such dir das schönste seidene aus. Und wenn sie dich fragen, warum du dir das wählst, so antworte: Ich bin in Seide erzogen." Das Mädchen bedankte sich und ging und kam bald an das schöne Schloß. Und als sie hineinkam und ihr die vielen Kleider vorgelegt wurden, seidene, baumwollene und leinene, suchte sie sich das schönste seidene aus. Da fragte sie der König: „Warum wählst du dir denn gleich ein seidenes?" Sie antwortete: „Ich bin in Seide erzogen." Eigentlich war sie aber in Linnen erzogen. Nun hatte der König einen Prinzen, der war zwölf Jahr alt und sollte heiraten. Und als die Müllerstochter in dem seidenen Kleide hereinkam, lief es ihm heiß durchs Herz, und er sagte: „Lieber Vater, wenn ich doch nun einmal mit Gewalt heiraten soll, so gebt mir die. Eine andere nehme ich nun



und nimmermehr!" Des waren alle froh, und die Hochzeit wurde angesetzt. Eines Tages stand die Braut oben im Saale am Fenster und besah sich die Gegend. Und als sie eben noch hinuntersah, siehe, da lief da ihre Mutter vorbei mit dem Kessel auf dem Kopf, daß ihr die Haare um den Nacken flogen, und hinter ihr her lief der Vater mit dem großen hölzernen Löffel in der Hand. Da konnte sie es nicht lassen, sie mußte laut auflachen. Das hörte der Prinz im Nebenzimmer und kam herein und sagte: „Schätzchen, was lachst du?" Sie wollte die Geschichte von ihren Eltern nicht gern erzählen und antwortete: „Ich lache darüber, daß wir in diesem kleinen Schlosse Hochzeit halten sollen. Denn wo wollen hier die vielen Gäste unterkommen?" Da versetzte der Prinz: „Hast du denn ein größeres?" Sie antwortete: „Ja, viel größer." Sie hatte aber eigentlich gar kein Schloß. „Ei," sagte der Prinz, „so laß uns die Hochzeit noch acht Tage aufschieben!

Wir bestellen dann alle auf dein Schloß, fahren gleichfalls dahin und feiern dort die Hochzeit." Damit ging er weg, um es dem Vater zu sagen. Sie aber stieg in den Hof hinab und war traurig, denn wo sollte das große Schloß herkommen? Und als sie da saß und weinte, war auf einmal die alte Frau vor ihr und sagte: „Was fehlt dir?" Sie antwortete: „Ich stand gerade oben im Saale am Fenster und besah mir die Gegend, und siehe, da liefen meine Eltern unten vorbei, und da mußte ich laut auflachen. Das hörte mein Bräutigam im Nebenzimmer, und als er kam und sich erkundigte, warum ich gelacht habe, wandte ich vor, es sei wegen dieses kleinen Schlosses geschehen; ich hätte ein viel größeres. Nun soll dort die Hochzeit gefeiert werden, und ich habe doch gar kein Schloß." „Das hast du doch!" erwiderte die Alte. „Sei nur ruhig und fahre getrost mit hin, und wenn ihr ein bißchen gefahren seid, springt ein weißer Pudel aus dem Gebüsch, den du allein sehen kannst. Wo der hinläuft, laß hinfahren." Damit verschwand die alte Frau, und das Mädchen ging wieder in den Saal. Als die acht Tage umwaren und die Gäste zur Hochzeit kamen, fuhren sie über die Brücke in den Wald, und bald sprang ein weißer Pudel aus dem Gebüsch, den das Mädchen allein sehen konnte, und wohin der lief, ließ sie ihren Wagen fahren, und die andern Wagen kamen alle hinterdrein. Als sie eine Zeit lang unterwegs waren und den Gästen die Zeit lange zu dauern anfing, fragten sie: „Sind wir noch nicht bald hin?" Sie antwortete: „Sogleich." Und in demselben Augenblick stand der Pudel still und verschwand im Gebüsch, und wo er verschwunden war, stand plötzlich ein großes Schloß mit hohen Türmen und hellen Fenstern, und lustig drängte sich der Rauch aus allen Schornsteinen. „Das ist mein Schloß!" sagte die Braut. Und alle stiegen aus und gingen hinein. Und siehe, die Tische waren gedeckt, die Betten gemacht, und die Bedienten liefen ein und aus. Da hielten sie ein halbes Jahr Hochzeit. Und am letzten Tage, als sie schon eingepackt hatten, um wieder nach dem alten Schlosse zu fahren und eben zum letztenmale zu Tische saßen, da plötzlich rannte etwas gegen die Tür, daß sie krachend aufsprang. „Frau Königin! Frau Königin!" rief eine Frau, die mit einem Kessel auf dem Kopfe hereinstürzte, „Frau Königin, schützt mich! Mein Mann will mich

schlagen!" Und der Mann kam hereingestürmt mit einem hölzernen Löffel und war ganz wütend und wollte die Frau schlagen. Als er aber die hohen Gäste sah, ließ er es bleiben. „Das sind meine lieben Eltern!" sagte die junge Königin, und der junge König freute sich und der alte auch. Denn sie hatten die schöne Frau über die Maßen lieb. Und als diese ihre ganze Geschichte erzählt hatte, mußten die Bedienten den großen hölzernen Löffel nehmen und jedem der Gäste einen Löffel voll von dem Brei, dem sie alle ihr Glück verdankten, auf den Teller geben, und alle aßen davon und lobten ihn. Der Müller und die Müllerin aber bekamen so viel Wein und Braten, wie sie nur lassen konnten, und das war sehr viel. Denn sie hatten sich ungemein hungrig gelaufen.

Der Hahn des Nachbars und die Henne der Nachbarin.

Ein Mann hatte einen Hahn, der verstand allerlei Kunststücke, und seine Nachbarin hatte eine Henne, die wollte dem Hahn alles nachmachen. Einmal sagte der Mann zu seinem Hahn: „Fliege fort und bringe mir große Schätze!" Da flog der Hahn gerade zum Kaiser und setzte sich über dessen Himmelbett und krähte immerfort:

Kikeriki!
Fi! fi! fi!
Die Kaiserin liegt auf dem Bett,
Der Kaiser liegt unterm Bett!

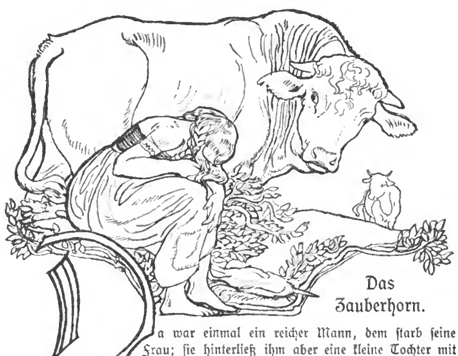
Das verdroß den Kaiser, und er befahl, man solle den garstigen Schreier in seine Kornkammer stecken. Das geschah; aber der Hahn verschlang hier auf einmal alles Korn und flog dann zum Fenster hinaus wieder über das Himmelbett des Kaisers und krähte abermals:

Kikeriki!
Fi! fi! fi!
Die Kaiserin liegt auf dem Bett,
Der Kaiser liegt unterm Bett!

Da befahl der Kaiser, man solle ihn in seine Schatzkammer bei dem Kupfergeld einsperren. Auch dieses verschlang der Hahn und flog

abermals zum Kaiser und krähte wie früher. Jetzt wurde er bei dem Silbergeld eingesperrt, und da er noch einmal kam, bei den Goldstücken. Er verschlang aber alles und flog dann nach Hause; auf dem Heimwege entschlüpfte ihm ein Kupfergroschen, der fiel in eine Pfütze. Noch aus der Ferne rief er seinem Herrn zu: „Breite alle Lein- und Korntücher, die du hast, aus!" Als das geschehen war, so machte sie der Hahn voll mit Korn, Kupfer-, Silber- und Goldstücken. Die Nachbarin ward nun sehr neidisch und wäre auch gerne so reich geworden, und sie fragte den Nachbar, wie er es angestellt, daß ihm sein Hahn so viele Schätze gebracht habe. Er antwortete: „Ich habe ihn immer geschlagen!" Die Frau schlug nun ihre Henne immerfort und sprach: „Fliege fort und bringe mir auch solche Schätze, wie des Nachbars Hahn gebracht hat!" „Warte nur, ich will schon suchen!" sagte die Henne. Damit flog sie fort und kam zu der Pfütze, wo der Hahn den Groschen verloren hatte. Wie sie diesen sah, ward sie froh; sie schlürfte ihn ein, aber mit dem Groschen auch die ganze Pfütze. Da ging sie voll, wie sie war, ganz wackelnd heimwärts und schrie schon von weitem der Frau zu: „Breite alle Lein- und Korntücher aus; ich bringe Schätze!" Die Frau breitete sie hurtig aus; auf einmal machte die Henne alles voll Unflat. Darunter fand sich auch der einzige Groschen. Als der Hahn den erblickte, schnappte er ihn gleich fort und rief: „Der war mir entfallen; das übrige gehört euch!" Die Frau und ihre Henne gingen beschämt fort, wie wenn sie der Hund gebissen hätte.





Das Zauberhorn.

Da war einmal ein reicher Mann, dem starb seine Frau; sie hinterließ ihm aber eine kleine Tochter mit Namen Gretchen, die hatte der Vater über alle Maßen lieb. Nun wohnte in der Nachbarschaft eine Witwe, die hatte auch eine Tochter und zwar mit drei Augen. Eines Tages lockte die Witwe das kleine Gretchen zu sich und sagte ihm: „Siehe, wenn dein Vater mich zur Frau nimmt, so will ich dir eine gute Mutter sein; ich will mit einem goldenen Kamm deine Haare strählen, mit Milch dein Antlitz waschen und dir Wein zu trinken geben; meine Tochter soll dir, wenn du schläfst, die Fliegen jagen und wenn du wachest, mit dir spielen!" Das gefiel dem kleinen Gretchen, und es bat seinen Vater so lange, bis er die Nachbarin zur Frau nahm. Einige Tage hatte es die Kleine gut, bald aber zeigte sich die neue Mutter als eine rechte Stiefmutter; sie zankte tagtäglich mit ihr, und bald gab sie ihr auch Schläge, und das arme Mädchen durfte seinem Vater, wenn er nach Hause kam, nicht klagen, sonst hatte es noch viel Ärgeres auszustehen. Für seine größere dreiäugige Schwester mußte

es die Hemden und Kleider waschen, bis ihm die Finger bluteten, oder gar auf dem Feld die Ochsen hüten und dabei Flachs spinnen. Wenn es dann so allein auf dem Felde war, weinte es oft und klagte so vor sich hin seinen Kummer. Eines Tages kam ein schöner Stier aus der Herde zu ihm heran und fragte mitleidig: „Warum weinst du, armes Kind?" „Wie sollt' ich nicht weinen; wenn ich diesen Flachs bis heute Abend nicht spinne, so bekomme ich harte Schläge von meiner Stiefmutter!" Da sprach der Stier: „Wohlan, ich will dir helfen, reiche mir den Flachs!" Gretchen tat es, und der Stier schluckte den Flachs ohne weiteres ein; es erschrak nicht wenig darüber, aber der Stier sagte gleich: „Fürchte dich nicht, mein Kind, schlafe nur ein wenig, sobald du erwachst, wird dein Flachs gesponnen sein!" Da schlief es ein wenig, und sowie es erwachte, sah es neben sich das schönste Garn. Von da an brauchte es sich nicht mehr zu bekümmern. Wie viel Flachs auch die Stiefmutter ihm zum Spinnen gab, er wurde immer fertig, denn immer kam der Stier hinzu und tat die Arbeit an seiner statt. Endlich fiel das der Stiefmutter auf, und sie merkte, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Darum schickte sie jetzt ihre dreiäugige Tochter mit auf die Weide, die sollte Wache halten. Gretchen aber wußte sich zu helfen; es spann anfangs sehr fleißig und sang dabei, darüber schlief ihre Schwester ein.

Sobald dies geschehen war, gab es seinen Flachs dem Stier zum Kauen, und bis die dreiäugige Schwester erwachte, war er schon gesponnen. So wußte diese am Abend ihrer Mutter nichts anderes zu sagen, als daß Gretchen fleißig gesponnen hätte. Einmal als Gretchen mit der Schwester wieder auf dem Felde war, hatte es sie nicht ganz eingeschläfert, so daß das dritte Auge noch wach war. Damit hatte sie wohl gesehen, wie Gretchen dem Stier den Flachs gegeben und wie er ihn zu Garn gekaut hatte. Als sie am Abend nach Hause kamen, sagte Dreiäuglein ihrer Mutter, was sie gesehen. Alsbald schwur diese dem Stier den Tod und schalt das arme Gretchen aus und schlug es mit Fäusten. Da lief es weinend fort zu dem Stier und erzählte ihm alles. „Mit mir ist es aus!" sprach der Stier, „aber siehe zu, daß du dir, wenn ich tot bin, die Spitze von meinem rechten Horn verschaffst!" Als Gretchen am andern Morgen im Felde die Ochsen hütete, siehe, da brummte plötzlich eine große Bremse um das Haupt des

Stiers: das war aber die Stiefmutter, denn sie war eine böse Zauberin und hatte sich verwandelt. Der Stier wurde wild und rannte blindlings fort. Als er nahe an einer Brücke war, die über einen Abgrund führte, stach ihn die Bremse in die beiden Augen, so daß er nichts sah und die Brücke verfehlte und in den Abgrund hineinstürzte. Gretchen war voller Furcht langsam nachgefolgt; da fand sie ihren Freund und Beschützer im Abgrund tot, er hatte sich beim Fallen die Spitze vom rechten Horn gerade abgestoßen; weinend nahm Gretchen sie auf und verbarg sie bei sich.

Bei der Stiefmutter daheim hatte Gretchen nun böse Zeit. Sie gab ihm wieder schwere Arbeiten auf, zankte immerfort und ließ es auch an Schlägen nicht fehlen; ihre dreiäugige Tochter aber arbeitete nichts, sondern putzte sich immerfort und ging ihrem Vergnügen nach. Dennoch war diese nie so schön wie Gretchen. Das ärgerte die Stiefmutter, und sie beschloß, es beiseite zu schaffen. Sie führte es tief in einen dichten Wald und schickte es dann zu einer Quelle um Wasser. Inzwischen verwandelte sie sich in einen schwarzen Käfer und setzte sich unter einen Strauch; von da wollte sie sehen, wie Gretchen sie suchen und sich verirren solle. Als dieses zurückkehrte, sah es keine Spur von seiner Stiefmutter; voller Angst lief es hin und her; schon rückte der Abend heran, und es wußte den Weg nach Hause nicht. Da fiel ihm die Hornspitze, die es im Busen trug, auf den Boden, es hob sie schnell auf und schwenkte sie einmal, ohne daß es wußte wie. Siehe, da kamen auf einmal eine unzählige Menge von Ochsen hervor, so daß der ganze Wald weiß wurde; der letzte aber, der aus dem Horn stieg, hatte goldene Hörner und war weiß wie Schnee. Dieser kam ganz traulich zu Gretchen; auf einmal aber schüttelte er unruhig den Kopf, scharrte mit den Füßen den Boden und stürmte auf das Versteck los, wo die Stiefmutter saß. Diese hatte sich aus dem Käfer schnell in einen Bären verwandelt und war eben im Begriff, auf den Stier los zu gehen. Da kam es zu einem heftigen Kampf. Der Stier mit seinen goldenen Hörnern rannte den Bären zu Boden, doch brach ihm dabei die Spitze vom rechten Horn ab; der Bär blieb elendiglich liegen und brummte erschrecklich; der Stier kam und legte sich zu Gretchens Füßen nieder, und es schien, als wenn er um Hilfe bäte. Da fiel es Gretchen ein, ihm die Hornspitze, die es bei sich trug, an die Stelle des abgebrochenen

aufzusetzen, und kaum war das geschehen, so verwandelte sich der Stier in einen schönen Prinzen und die andern Ochsen in seine Minister und Diener. Sogleich nahm der Prinz das arme Gretchen bei der Hand als seine liebe Braut, zog in sein Reich und hielt eine glänzende Hochzeit. Die Stiefmutter war jetzt verdammt, in der Gestalt zu bleiben, in der sie war, und so mußte sie als garstiger Bär sich im Walde herumschleppen und sich an den Pfoten saugen, bis sie nur so viel wiegen würde, als der Flachs, den das arme Gretchen täglich im Felde hatte spinnen müssen.

Löwe, Storch und Ameise.

Es war einmal eine arme, arme Witwe, die aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammte und einen einzigen Sohn hatte. Sie wohnte mit ihm in stiller Einsamkeit in einem Walde und erzog ihn zu aller Zucht und Tugend. Der Knabe, der Johannes hieß, nahm lernbegierig die guten Lehren seiner Mutter auf und machte ihr Freude und erweckte ihr die schönsten Hoffnungen. Nur eines wollte ihr nicht gefallen, und das war seine Reiselust. Bei Tag und Nacht dachte er nur an die Schönheit und Pracht ferner Städte und Schlösser, von denen er erzählen gehört. Die kluge Mutter war mit diesem Wandertrieb desto weniger einverstanden, da sie wußte, daß ihrem Sohne doch immer das Geld zum Reisen fehlen werde. Ihr Abmahnen half jedoch nichts. Dem Sohne ward es im Walde immer mehr und mehr zu enge, und es trieb und drängte ihn seine Sehnsucht nach der Fremde so, daß er sich eines Tages aufmachte und seiner weinenden Mutter und der Waldhütte Lebewohl sagte. Wie er so frank und frei, voll schöner Hoffnungen durch den dunkeln, dichten Wald ging, hörte er plötzlich ein fürchterliches Geheul. Da dachte er sich: „Ich muß doch sehen, was es da gibt, vielleicht kann ich helfen," und eilte mutig der Gegend zu, aus welcher der Lärm herkam. Als er so ein Stück gelaufen und zur Stelle gekommen war, sah er einen Löwen, einen Storch und eine Ameise, die sich um den Körper eines toten Pferdes stritten und dadurch diesen Lärm vollführten. Kaum waren sie aber des Fremden ansichtig geworden, als sie vom Streite ließen

und ihn baten, er möchte ihren Rechtshandel schlichten. Da besann sich Hans nicht lange und machte den Schiedsrichter. Dem Löwen teilte er das Fleisch zu, dem langschnabeligen Storch überließ er die Gebeine zum Abnagen, und der Ameise gab er den hohlen Kopf, damit sie darin nisten könne. Die Tiere waren über diese Teilung seelenvergnügt, dankten dem Jüngling aufs beste, und der Löwe sprach: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans der Löwe, so sollst du siebenmal stärker sein, als der stärkste Löwe." Darauf sprach der Storch: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans der Storch, so wirst du siebenmal höher fliegen können, als meinesgleichen." Dann nahte die kleine Ameise und wisperte: „Guter Freund, ich will dich belohnen und nicht ohne Dank von dir scheiden. Wenn du sagst: Hans die Ameise, so wirst du siebenmal kleiner werden, als die kleinste Ameise." —

Hans ging nun von den Tieren weg und wanderte weiter durch den Wald. Da wurde das Gehölz endlich lichter, und als er aus dem Forste hinaustrat, lag eine große, große Stadt vor ihm. Hans konnte sich nicht satt daran schauen und wanderte schnurstracks auf sie los. Als er aber hineinkam, war er durch das düstere Aussehen derselben nicht wenig überrascht. Denn alle Häuser waren mit schwarzen Decken behangen, und alle Einwohner trugen sich schwarz. Da wunderte es Hans, was das zu bedeuten habe, und er fragte einen Bürger, der ihm begegnete, um die Ursache der Trauer. Darauf antwortete ihm der Mann mit trauriger Miene: „Ach weh uns! — Unsere geliebte Königstochter ist in ein fernes Schloß verwünscht worden, und ihre Rettung ist beinahe unmöglich, denn ein fürchterlicher Drache mit drei Köpfen bewacht die verwünschte Jungfrau." Mit diesen Worten ging der Mann traurig von dannen. — Hans blieb allein stehen und hatte mit der armen Prinzessin das tiefste Mitleid. Er wünschte sie zu erlösen, möge es kosten, was es wolle. Er erkundigte sich daher nach der Lage des Schlosses und machte sich dann fröhlich auf den Weg dahin. Er mußte einige Tage wandern, bis er zum Schloßberge kam. Da bemerkte er aber zu seinem Schrecken, daß man nicht zum Schlosse hinauf kommen könne, denn der Berg war steil und so glänzend und schlüpfrig, als wäre er mit Öl übergossen. Hans dachte nun nach,

wie er hinauf kommen könnte, doch all sein Sinnen und Trachten war vergebens. Da fiel ihm plötzlich die Geschichte mit den Tieren ein, und er sprach vor sich hin: „Hans der Storch.“ — Kaum hatte er es gesagt, da war er auf einmal in einen Storch verwandelt und flog auf den Berg hinauf. Er stand nun vor dem Schlosse, doch die Pforte war eisenfest verschlossen, und niemand öffnete sie. Da sprach der Jüngling: „Hans die Ameise!,“ und in einem Nu ward er die kleinste Ameise und schlüpfte durch ein Astloch der Türe in den Hofraum. Dort bekam er wieder seine vorige Gestalt und besichtigte das große, feste Gebäude. Wie er so dastand und sann, wo etwa die Prinzessin gefangen sei, erschien ein meeraltes Männchen, das sehr klein war, aber einen ungeheuern Bart hatte. Dies fragte den Jüngling mit grunzender Stimme: „Bürschchen, was willst du hier?“

„Die verwünschte Prinzessin erlösen,“ erwiderte Hans. Darauf entgegnete der Alte: „Das wird schwer gehen, denn sie wird von einem fürchterlichen Drachen bewacht, der ihr auf dem Schoosze liegt.“ —

Hans verlor durch diese Rede gar nicht den Mut und meinte, es wird schon gehen. Dann fragte er das Männchen: „Wo ist ein Schwert?“ — Das Zwerglein gab darauf den Bescheid: „Geh hinauf in die Rüstkammer, und dort wirst du ein Schwert finden, das du kaum tragen kannst. Das nimm!“

Hans stieg alsogleich in die Rüstkammer hinauf und holte das großmächtige Schwert, das er fast nicht tragen konnte. Dann ging er auf das Zimmer zu, in dem der Drache die Jungfrau bewachte, und sprach: „Hans der Löwe.“ Da wurde er siebenmal stärker, als der stärkste Löwe, trat in das Zimmer und schlug dem Drachen alle drei Köpfe mit einem Hieb herunter. — Kaum war dieses geschehen, so begann es im ganzen Schlosse zu poltern und zu donnern, und der Berg senkte sich mehr und mehr, bis er ganz verschwand. Dann machten sich Hans und die erlöste Königstochter auf den Weg und gingen in die Residenzstadt. Dort entstand ein unermeßlicher Jubel über die Befreiung der schönen Jungfrau, und es folgte deshalb ein Fest auf das andere. Die Königstochter heiratete dann aus Dankbarkeit ihren Erlöser und lebte mit ihm vergnügt und glücklich bis zu ihrem seligen Ende.

Der schnelle Soldat.

Ein Handwerksbursch, der in der Fremde war, bekam Nachricht, seine Eltern wären gestorben, er solle nach Haus kommen und sein Erbteil hinnehmen. Als er zurückkehrte, war die Teilung schon gemacht, und er bekam im ganzen einen Pfennig als Erbteil. Er war zwar nicht recht damit zufrieden, daß ihn seine Geschwister so beschuppt hatten, zanken und klagen mochte er aber nicht, und so nahm er den Kurzen auf den Langen und ging wieder fort. Es wurde ihm nicht schwer. Kaum war er aber aus seinem Ort heraus, so hinkte ein armer Greis auf dem Wege daher, der sah doch aus, wie die teure Zeit. Von weitem nahm der alte Mann schon seinen Hut ab und bat um eine kleine Gabe. Der Handwerksbursch griff in die Tasche, faßte den geerbten Pfennig und reichte denselben dem Bettler mit den Worten hin: „Hier, Alter, ihr sollt mein ganzes Erbteil haben." Der Greis bedankte sich recht herzlich und sprach: „Du hast mir viel gegeben, du sollst viel dafür wieder haben. Von jetzt an kannst du dich nach Belieben zu einem Hasen oder Fisch oder zu einer Taube machen. Leb wohl und werde glücklich, wir sehen uns noch einmal. Deinen Geschwistern wird der Betrug, den sie dir gespielt haben, nichts nützen." Da war er verschwunden; der Beschenkte konnte dem Alten nicht einmal danken. Als er eine halbe Stunde gegangen war, hörte er stürmen, blickte sich um und erschrak nicht wenig. Sein Dorf, das er erst eben verlassen hatte, brannte an allen vier Seiten, und ehe er wieder zurückkam, stand der ganze Ort in lichten Flammen. Seine Geschwister waren alle abgebrannt und hatten all ihr Hab und Gut eingebüßt. Da er nicht helfen konnte und selbst arm war, so ging er wieder fort, hörte aber noch: wenn sie nur den alten Spitzbuben erwischen könnten, der das Dorf gleich an allen vier Ecken angesteckt hätte. Da ward ihm erst klar, was der Alte mit den Worten hatte sagen wollen: es würde seinen Geschwistern nichts nützen. Er sah deutlich, sie waren ärmer als vorher. In tiefen Gedanken versunken über die Schicksale, die den Menschen treffen können, zog er seine Straße und stand, er wußte nicht wie, vor einem breiten Fluß, über dem die Brücke abgebrochen war. I, dachte er, du kannst dich ja zu einem Fisch machen,

hat der Alte gesagt, wie wäre es, wenn du einen Versuch machtest. Er trat mit den Füßen ins Wasser und wünschte sich, ein Fisch zu sein. Gleich war er ein Fisch, er schwamm durch den Fluß und kam an jener Seite ans Land. Da wünschte er sich wieder Mensch zu sein. Gleich stand er wieder mit den Füßen im Wasser und war ganz der vorige. Nicht weit von dem Flusse stand ein Wirtshaus, er ging hinein, trocknete sich seine Füße und blieb da. Des Abends kam ein Werber zugereist; da er des Handwerksburschen ansichtig wurde, fragte er ihn gleich, ob er nicht Lust hätte, Soldat zu werden, an gutem Handgeld solle es nicht fehlen. Der Handwerksbursch war's zufrieden, sie tranken miteinander eine Flasche Wein, er nahm sein Handgeld und wurde den Abend noch Soldat. Als er zum Regiment kam, war er der größte und hübscheste, und der König selbst und alle Offiziere freuten sich über den neuen Soldaten. Es dauerte nicht lange, da hieß es: ins Feld, in den Krieg. Natürlich, unser Soldat mußte erst recht mit; denn er war Flügelmann. So kamen sie dem Feinde näher, und mit einem Male hieß es: morgen geht's in die Schlacht. Da klopfte denn manchem das Herz wie ein Hammer, wenn er so daran dachte, daß er morgen Abend vielleicht nicht mehr lebte oder zu einem Krüppel gehauen und geschossen sei. Selbst der König kam in große Not, weil er zu seinem großen Schrecken seinen Zauberring mitzunehmen vergessen hatte, mit dem er jede Schlacht gewann. In seiner Angst wandte er sich an seine Soldaten und sprach: Wer ihm seinen Ring bis zum folgenden Tage herbeischaffen könne, der solle seine Tochter zur Frau haben. Es trat aber keiner vor; denn von da bis nach der Wohnung des Königs war zu weit, dahin und zurück hätte keiner in so kurzer Zeit reiten, laufen oder gehen können. Da trat der neue Flügelmann vor und sagte: Er wolle es tun. Da sprach der König: Sage meiner Tochter, daß sie dir den Ring gibt. Eile, daß du wiederkommst, sonst sind wir verloren. Kommst du früh genug zurück, so weißt du, was ich versprochen habe. Der Soldat ging fort. Ein anderer aber von den Soldaten, der es auch gern getan hätte, es aber nicht konnte, lief ihm nach. Mit einem Male verwandelte sich der Flügelmann in einen Hasen, und nun mußte der Neidische zurückbleiben; dieser hatte aber gesehen, was mit dem Flügelmanne vorgegangen war, und blieb an der Stelle, um ihn da zu über-

fallen, wenn er zurückkäme. Kurz darauf verwandelte sich der Bote in eine Taube und flog zu dem Schlosse des Königs und gleich in das Stubenfenster hinein, wo die Prinzessin wohnte. Das liebe Mädchen freute sich über die hineingekommene Taube und lockte sie zu sich. Auf das freundliche Locken flog das Täubchen auf die Hand der Königstochter und sprach:

„Liebe Prinzessin mein,
Rupf mir aus drei Federlein."

Das tat die Prinzessin und freute sich noch mehr darüber, daß die Taube auch sprechen konnte. Kaum hatte aber die königliche Jungfrau die drei Federn von der Taube in der Hand, so war die Taube in einen Fisch verwandelt. Dieser sprang auf der Erde hin und her und brummte:

„Liebes Prinzesselein,
Rupf aus mir drei Schüppelein."

Auch das tat die Prinzessin, da war der Fisch in einen Hasen verwandelt und sprach:

„Holde Prinzessin fein,
Schneid mir ab mein Schwänzelein."

Da er so gutmütig und still sitzen blieb, so nahm die Prinzessin die Schere und schnitt dem Hasen ein kleines Stück von seinem Schwänzchen. Als sie sich in die Höhe richtete, so stand vor ihr ein hübscher junger Soldat und brachte ihr einen freundlichen Gruß von ihrem Vater. Dabei bat er sie, sie möchte so gut sein und ihm den Zauberring geben, mit dem der König jede Schlacht gewönne, er hätte ihn vergessen, sie aber wüßte, wo sie ihn wegnehmen könnte. Die Prinzessin gab dem Soldaten den Ring, und er verwandelte sich wieder in eine Taube, die den Ring im Schnabel trug, und flog wieder zurück ins Lager; da, wo sich der Soldat in einen Hasen verwandelt hatte, nahm die Taube die Gestalt des Hasen wieder an. Kaum war dieser aber ein paar hundert Schritte gelaufen, so wurde er von dem auflauernden Soldaten erschlagen. Dieser nahm dem Hasen den Ring aus dem Maule und brachte ihn zum Könige, der sich über alle Maßen freute, daß er sein Kleinod hatte. Dabei wiederholte er sein Versprechen und sagte, der Soldat sollte dafür sein Schwiegersohn werden.

Jetzt lassen wir den erschlagenen Hasen da liegen, wo er tot ge-

macht wurde, und sehen weiter zu, wie die Geschichte kam. An dem Tage, an dem der König seinen Ring erhalten hatte, kam's noch zur Schlacht; eine Schlacht, die ganz furchtbar gewesen ist, die Menschen haben umhergelegen, wie hingemäht. Obgleich der König viele von seinen braven Soldaten verlor, so blieb er doch Sieger, und die Feinde mußten flüchten. Darnach wurde wieder Friede im Lande, der König zog mit seinen Soldaten nach Haus und wollte nun seine Tochter dem Soldaten geben, der ihm den Ring geholt hatte. Als er das seiner Tochter sagte, so war die ganz zufrieden damit, ja, sie freute sich sogar außerordentlich darüber; denn der Soldat war ein sehr hübscher Mann und dabei so freundlich und lieb gewesen, daß sie sich gleich darin verguckt hatte. Sie konnte deshalb kaum die Zeit abwarten, bis er gerufen wurde und ankam. Als sie aber den falschen Soldaten sah, der den Hasen erschlagen hatte, wandte sie sich gleich von ihm, ging zum Vater und sprach, das wäre der Soldat nicht, der den Ring geholt hätte; der wäre viel hübscher, freundlicher und feiner gewesen, als dieser grobe Mensch. Damit möchte sie ihr Vater verschonen, den nähme sie nimmermehr. Vorerst möchte er bestimmen, daß sie noch ein Jahr warten sollte, bis sie sich verheiratete, dann fände sich's weiter. Damit war der König einverstanden. Während der Zeit durfte aber der falsche Soldat ihr nicht vor die Augen kommen.

Nun wollen wir sehen, was weiter aus dem erschlagenen Hasen geworden ist. Der tote Hase lag da auf dem Felde, und kein Mensch bekümmerte sich darum; denn in der Gegend bei dem Kriegsspektakel war jedermann selber um sein bißchen Leben bange und kümmerte sich wenig um einen erschlagenen Hasen.

Da kam aber an dem Abend, als die Schlacht geschlagen war, ein alter Greis zu der Stelle, wo der Hase lag, und sprach zu ihm:

„Ich sage dir, Häselein, steh auf,
Beginne wieder deinen Lauf."

Da wurde der Hase wieder lebendig, verwandelte sich in den Soldaten, der herzte und drückte vor lauter Dankbarkeit den Greis, und dieser sagte ganz freundlich: „Genug, genug des Danks, jetzt mach' dich auf und fliege als Taube zu deiner Braut. Fliege neun Tage vor ihr Fenster, damit du erst gewahr wirst, wie es dort steht, und daß sie

dich sieht; dann geh durch das geöffnete Fenster in ihre Stube und mache die Verwandlungen durch. Sie wird alles noch haben, was sie dir ausgerupft und abgeschnitten hatte, und daran wird sie dich wiedererkennen, ebenso an deiner jetzigen Gestalt. Nun lebe wohl." Damit war der Greis verschwunden.

Der Soldat verwandelte sich sogleich in die Taube und war bald vor dem Fenster der Prinzessin, die er um alles in der Welt gern gesehen hätte, so schön und so gut war sie gewesen. Neun Tage flog er zu ihrem Fenster und dann wieder fort. Dabei tat es ihm in der Seele weh, daß er sich nicht früher zu erkennen geben sollte. Aber er war seinem Freunde, dem Greis, gehorsam und wich kein Haar von der Vorschrift ab. Am neunten Tage endlich ging er auf vieles Locken der Königstochter, die ihn jeden Tag genötigt hatte, ins Fenster hinein, setzte sich der Prinzessin auf den Arm und sprach:

„Liebe Prinzessin mein,
Setz ein mir meine Federlein."

Voll Freude holte die holde Jungfrau ein seidenes Beutelchen herbei, nahm die ausgerupften Federn heraus und setzte sie der Taube ein. Beim Einsetzen der letzten verwandelte sich die Taube schon zu einem Fisch, welcher sprach:

„Liebes Prinzesselein,
Setz ein mir meine Schüppelein."

Auch das tat sie. Da wurde aus dem Fisch ein Hase, der sagte so recht bittend und traut:

„Holde Prinzessin fein,
Setz wieder an mein Schwänzelein."

Als auch das die Prinzessin getan hatte, da war aus dem Hasen der frühere Soldat geworden, der freundlich und gut wieder vor der Königstochter stand und sie bat, daß er ihr seine Schicksale erzählen dürfe, damit sie erfahre, wie es ihm gegangen und wie er beinahe ums Leben gekommen wäre. Da hörte sie ihn recht gnädig an, und als er mit der Erzählung dahin kam, daß ihm ihre Hand von ihrem lieben Vater versprochen wäre, da reichte sie ihm ihre beiden Hände und sprach: „Du wirst mein Mann, ich deine Frau," und so ist's auch gekommen. Der falsche Soldat aber wurde aufgehängt.

Der Fuchs und die Gans.

Es fing einmal ein Fuchs eine Gans und wollte sie eben verzehren. Da bat sie, daß er ihr doch gestatten möchte vor ihrem Ende noch einmal zu tanzen. Der Fuchs dachte: „Das kann ich ihr wohl gewähren, sie soll mir nachher um so besser schmecken, wenn ich ihr dabei zugesehen habe."

Als nun die Gans die Erlaubnis hatte, hob sie sich mit den Füßen mehrmals ein wenig vom Boden auf, machte dabei auch die Flügel auseinander und begann vor dem Fuchs recht artig zu tanzen, wie die Gänse tun, bevor sie anfangen zu fliegen. Nachdem sie aber so eine Weile zum großen Vergnügen des Fuchses getanzt hatte, flog sie davon. Da hatte der Fuchs nichts als das Nachsehen, und das ist, wie du weißt, zu wenig, wenn man sich auf einen Gänsebraten gefreut hat.

Daher sprach er: „Wie diesmal soll es mir gewiß nicht wieder ergehen. Vor dem Essen ist kein Tanzen wieder."

Vom kleinen, kleinen Fräulein.



Es isch emol e kleins kleins kleins kleins Fraiele g'sinn; diß het e kleins kleins kleins kleins Kiejele[1]) g'het; unn diß klein klein klein klein Kiejele het e kleins kleins kleins kleins Drepfele Milch gänn. Derno het diß klein klein klein klein Fräiele diß klein klein klein klein Drepfele Milch inn e kleins kleins kleins kleins Häfele[2]) g'schidd. Derno isch e kleins kleins kleins kleins Kätzele kumme, diß het diß klein klein klein klein Drepfele Milch g'soffe. Derno isch diß klein klein klein klein Fraiele kumme unn het zu dem kleine kleine kleine kleine Kätzele g'said: „Gesch furt, du aldi Hex!"

(Das letzte muß laut und heftig hervorgestoßen werden, damit die zuhörenden Kinder erschrecken.)

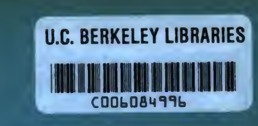
1) Kühlein. 2) Töpfchen.

Neckmärchen.



Es war einmal ein Schäfer, der hatte eine große, große Schafherde, mit der zog er fort über Berg und Tal, weit in die Welt hinaus. Da kam er an ein tiefes Wasser, über das führte zum Glück eine Brücke. Die Brücke war aber so winzig klein und schmal, daß immer nur ein einziges Schaf hinübergehen konnte; und eher durfte nie eins von den übrigen Schafen das schmale Brücklein auch nur betreten, als bis das andre Schaf drüben war. Denn sonst hätte das Brücklein leicht brechen können. Da kannst du wohl denken, wie lange das dauert, ehe die vielen, vielen Schafe alle hinüber kommen. Ja, siehst du, und jetzt müssen wir ganz ruhig so lange warten, bis sie alle mit dem Schäfer drüben sind. Das wird wohl noch eine Weile dauern, und dann will ich die Geschichte von dem Schäfer und seiner großen Schafherde weiter erzählen.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
C006084996